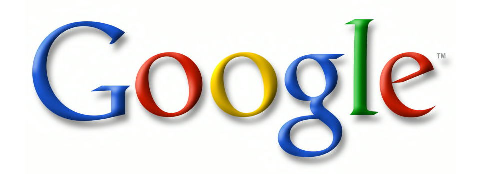
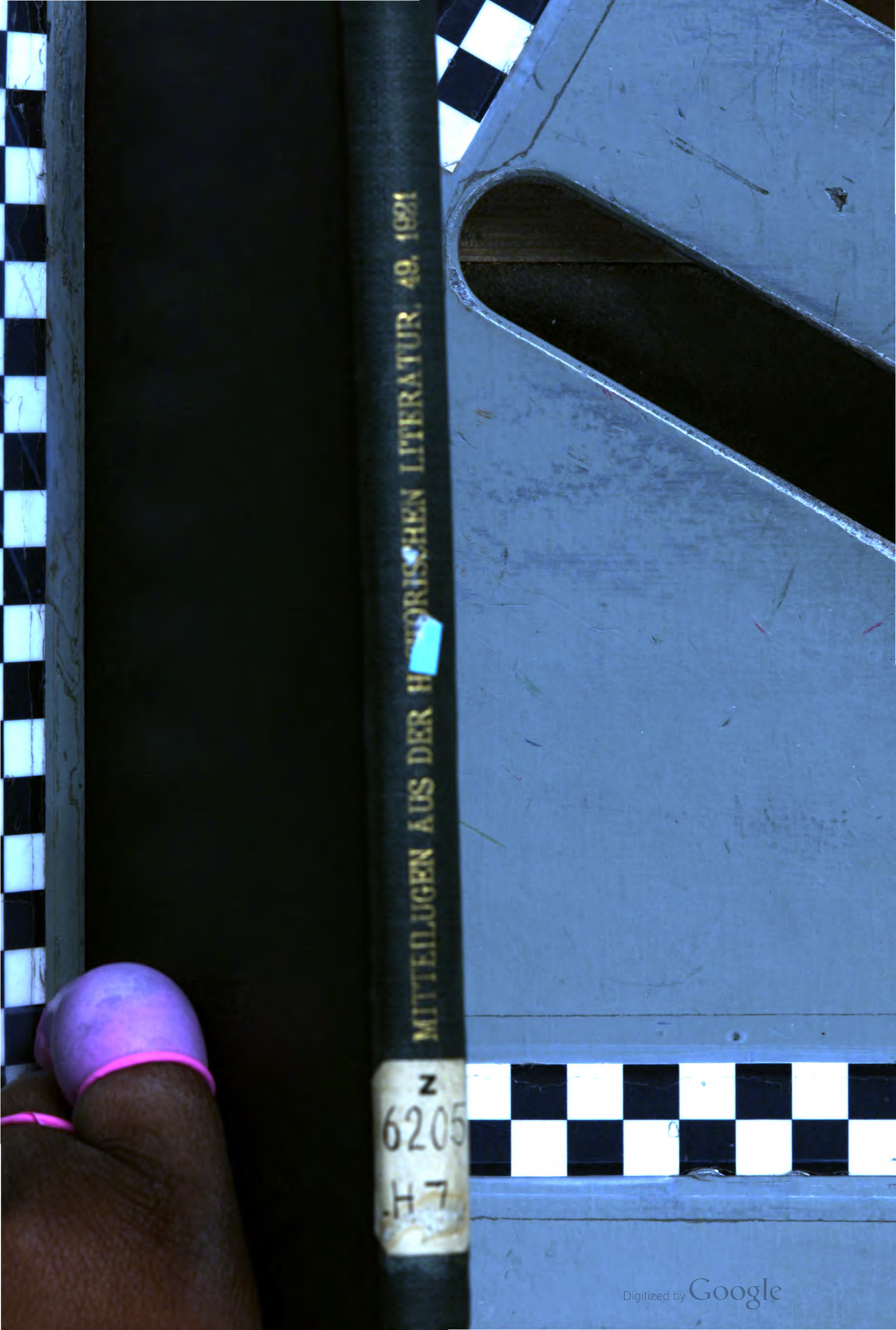
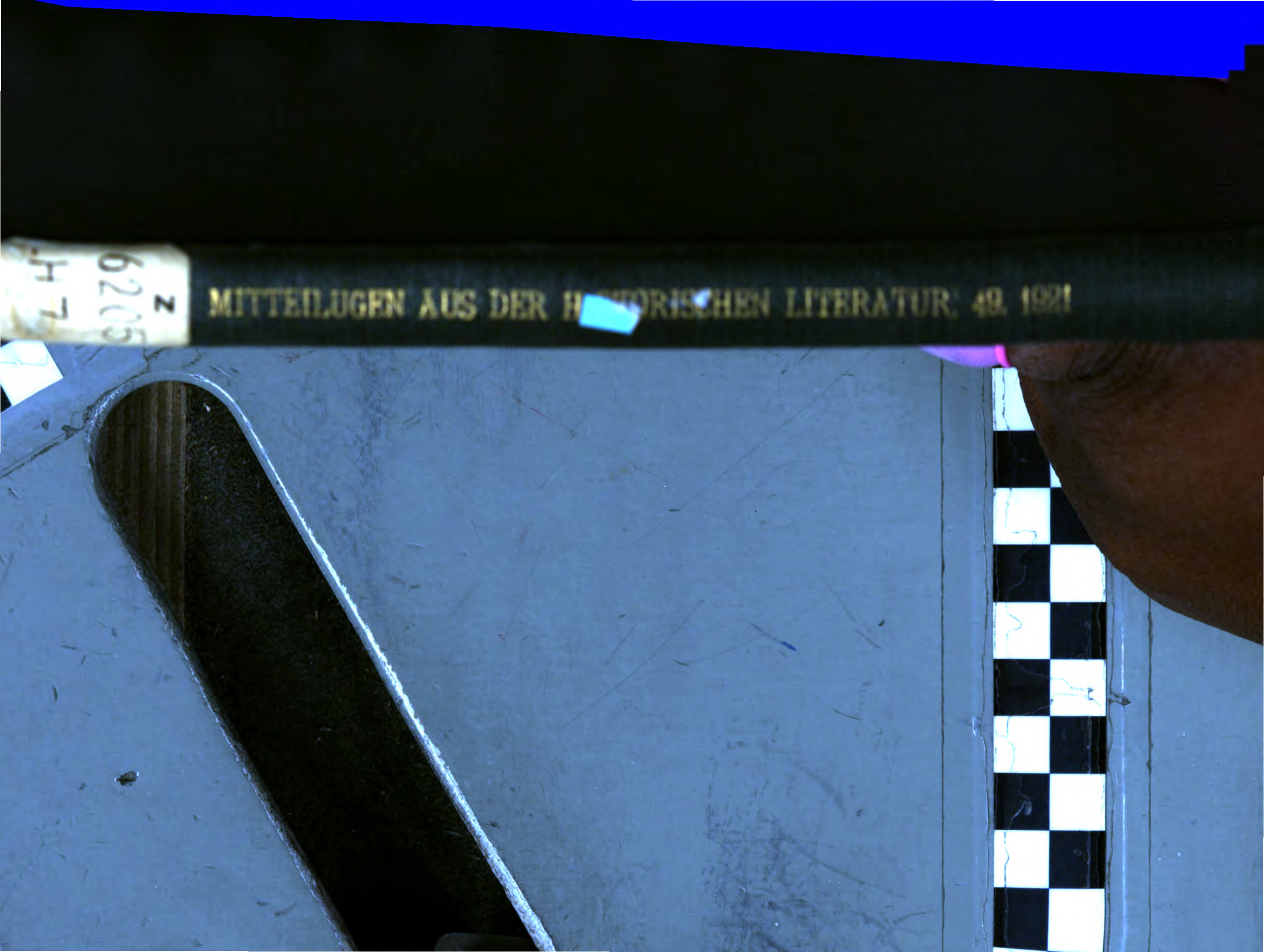
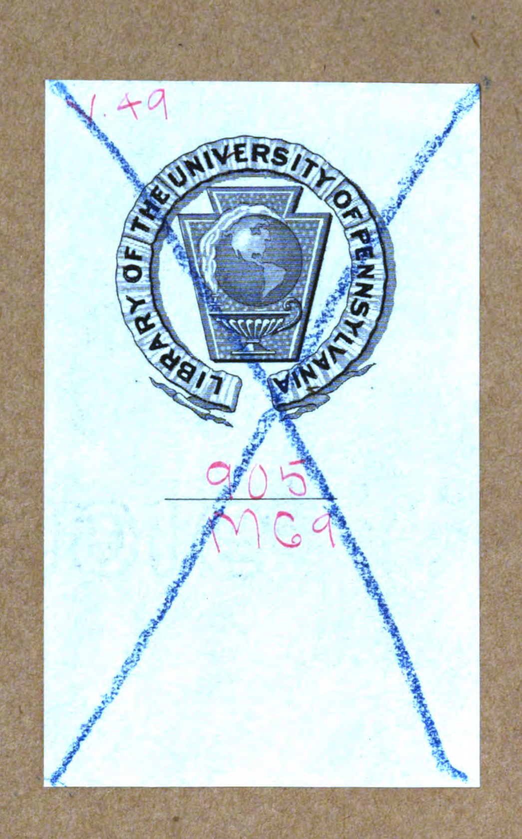


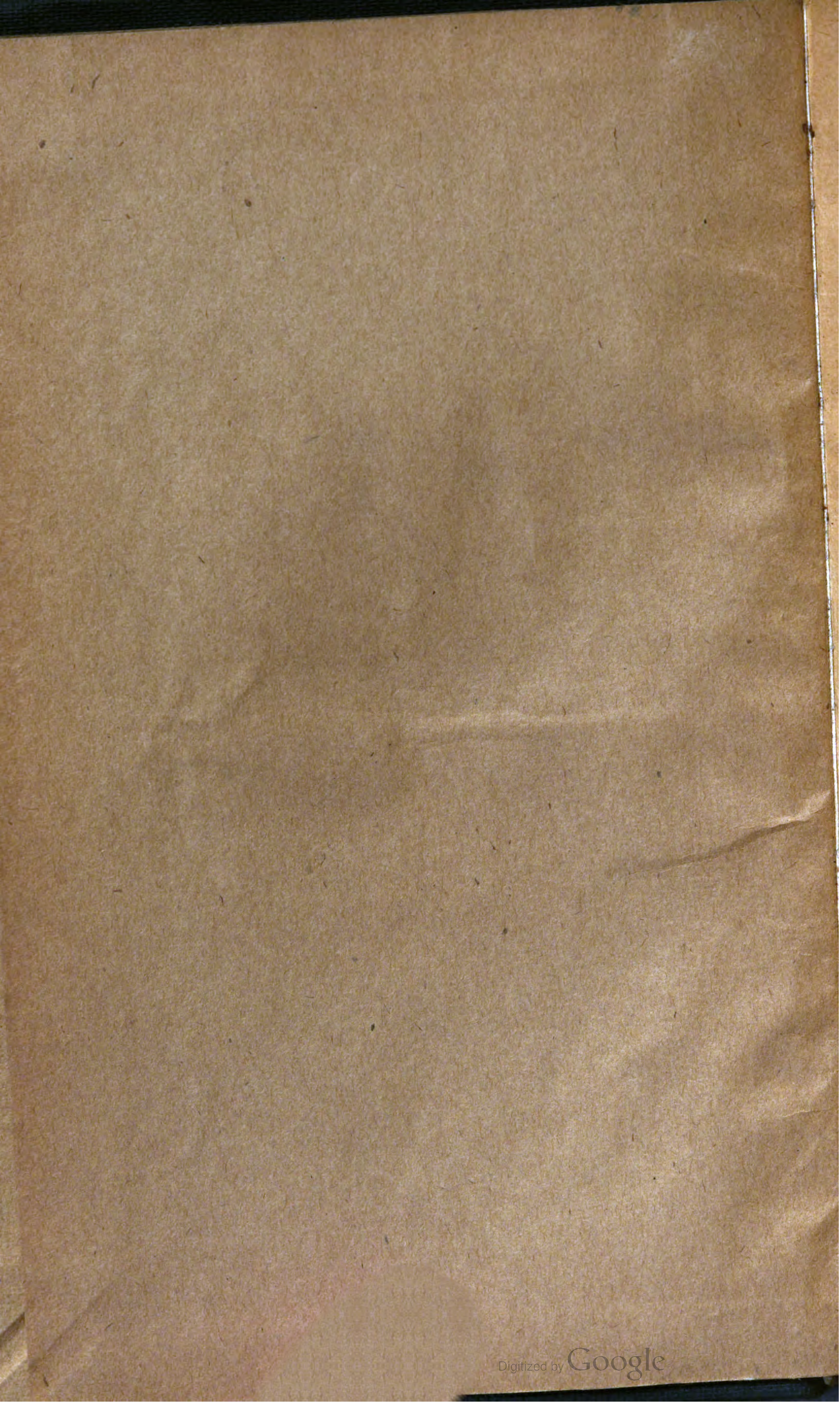

MITTEILUGEN AUS DER H TORISCHEN LITERATUR. 49. 1921
Z
6205
.H 7


MITTEILUGEN AUS DER H
ORISCHEN LITERATUR. 49. 1921


MITTEILUGEN AUS DER HISTORISCHEN LITERATUR. 49. 1921
Digitized by Google



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF PENNSYLVANIA



Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben

von

Fritz Arnheim

Neue Folge — Neunter Band
Der ganzen Reihe 49. Band

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1921

Inhaltsverzeichnis.

Literatur zur Geschichte des Altertums.

Schärfer als je erhebt sich die Frage, ob wir nach dem Zusammenbruch unseres Vaterlandes uns noch mit der Geschichte des Altertums beschäftigen dürfen, ob wir nicht vielmehr alle Kräfte auf die Erforschung deutschen Lebens und deutschen Volkstums einstellen müssen. Gilt es doch, aus der Vergangenheit unseres Volkes, aus der Betrachtung der Großtaten in der deutschen Geschichte allen Volksgenossen die Zuversicht zu vermitteln, daß es mit uns noch nicht zu Ende sein kann. Und doch wäre es falsch, aus diesem Grunde die Erforschung der alten Geschichte zu vernachlässigen. Schafft sie uns doch erst festen Boden unter den Füßen, da auf der antiken Kultur unsere heutige Kultur beruht und die Großzeiten unserer Geschichte, die ma. Kaiserherrlichkeit, die deutsche Reformation, die Wiederbelebung deutschen Geistes in der Zeit unserer Klassiker und der Befreiung von dem Joch des korsischen Eroberers, durch den engsten Anschluß an die unvergänglichen Leistungen des griechisch-römischen Genius gekennzeichnet sind. So kommt die geistige Kraft, die der Bereicherung unserer Kenntnisse über das Leben der Antike gewidmet wird, mittelbar der Erkenntnis der Grundlagen unseres völkischen Lebens, unserer völkischen Eigenart zugute.

In einer kleinen Schrift hat Fabricius[1]) den bildenden Wert der Geschichte des Altertums auch für unsere Gegenwart festzustellen versucht. Mit Recht weist er darauf hin, daß uns als Ziel ein reines, edles Menschentum, verbunden mit echtem, vaterländischem Sinn, vor Augen steht. Aber der Weg zum Verständnis der Gegenwart und zur Beurteilung dessen, was uns eine glückliche Zukunft verbürgt, muß tief in die Vergangenheit dringen. Nur aus der Vergangenheit kann auch die richtige Schätzung für die großen geistigen Errungenschaften gewonnen werden, die wir als kostbarstes Erbe unseres Volkes zu erhalten und zu mehren verpflichtet sind. Nun ist erwiesen, daß die Schöpfer und Träger der europäischen Kultur sehr nahe miteinander verwandte Völker sind. Die großartigen Leistungen der Griechen auf allen Gebieten des Geisteslebens

---

[1]) Ernst Fabricius, Der bildende Wert d. Gesch. des Altertums. (Geschichtl. Abende im Zentralinst. f. Unterr. u. Erz. 6. Heft.) 8°. 28 S. Berlin, Mittler & Sohn, 1918. M. 0.75.

sind uns als unschätzbarer Besitz überkommen, und der Hellenismus hat auch die großen Errungenschaften der vorderasiatischen Kulturen, vor allem das Christentum, den übrigen Völkern Europas zugeführt. Die Römer haben dann schließlich die hellenistische Kultur in sich aufgenommen und zu den westeuropäischen Ländern gebracht und von hier aus auch die Germanen aufs tiefste beeinflußt. So ist die Geschichte des deutschen Volkes durch die Entwicklung Europas im Altertum für alle Zeiten mitbestimmt. Die Vorstellungen und Anschauungen, die wir von Griechen und Römern übernommen haben, sind uns längst zum eigensten Besitz geworden. Durch tausend Fäden hängen wir mit dem früheren Leben dieser Völker zusammen. So ist es uns für uns nicht weniger wichtig als für die romanischen Völker, über diese Zusammenhänge so genau wie möglich Bescheid zu wissen. Die Fähigkeit der Deutschen, wertvolle Güter aus fremden Kulturen zum eigenen Besitz zu machen, zeigt sich auch in der Zeit der Renaissance. Damals wurde der unendlich reiche Gehalt der antiken Bildung für Wissenschaft und Kunst unmittelbar wieder fruchtbar gemacht. Auf den Grundlagen des Humanismus baut sich die Entwicklung des deutschen Geisteslebens auf. Daher ist die eindringende Beschäftigung mit der alten Geschichte für das Verständnis unserer eigenen Kultur unentbehrlich. Wenn die Humanisten in den Hellenen Muster aller Vollkommenheit sahen, so hat die Wissenschaft seit B. G. Niebuhr an die Stelle idealisierter Vorstellungen längst die viel wertvollere kritische Betrachtung gesetzt. Seitdem ist man unablässig bemüht gewesen, unter Heranziehung aller Quellen, wie besonders der Inschriften und Papyri, alle Gebiete des handelnden und schöpferischen Lebens der Alten zu erfassen. Für die Erziehung der Jugend ist die alte Geschichte besonders geeignet, weil man es bei ihr vorwiegend mit einfachen und leicht übersehbaren Verhältnissen zu tun hat, weil die Großtaten der alten Völker besonders geeignet sind, den Sinn auf das Große und Edle zu richten, und weil die Vorgänge nicht einseitiger Parteinahme ausgesetzt sind. Auch lassen sich die großen Entwicklungsprozesse gewöhnlich ganz übersehen. Dazu kommen der unendliche Reichtum der staatlichen Gebilde und Formen, die vielen sozialen Kämpfe und Umwälzungen, die rücksichtslose Durchführung der politischen Anschauungen, z. B. in Athen und Rom, die auch für uns noch lehrreichen wirtschaftlichen Bestrebungen u. a. mehr, ganz zu schweigen von den Anregungen, die von der Wissenschaft und Religion, von der Kunst und Technik der Alten ausgehen. So haben die Vorgänge der griechischen und römischen Geschichte in ihrer großartigen Tragik und ihrer erhabenen Größe — durch meisterhafte Berichterstattung uns übermittelt — stets auf die Menschen aller Zeiten gewirkt. Die Hauptaufgabe alles Unterrichts aber, das Verlangen nach

der Wahrheit in den Schulen wachzurufen, läßt sich auf dem Gebiete der alten Geschichte in einzigartiger Weise erfüllen.

Einen Überblick über die Entwicklung des staatlichen und geistigen Lebens im Altertum und seine Nachwirkungen, besonders im Ma., will Preller[1]) geben, um die antiken und mittelalterlichen Bestandteile unserer Weltanschauungen in deren wechselseitigem Zusammenhange mit der politischen Geschichte freizulegen. Er hat zu diesem Zwecke vor allem die großen Zusammenhänge und Verbindungslinien herauszuheben versucht. Das anregend geschriebene Bändchen vermittelt so eine klarere Erkenntnis der Beziehungen des Altertums zu unserer Kultur. Der Stoff ist in 5 Abschnitte gegliedert, die von den politischen und kulturellen Grundlagen, den Versuchen des Orients zur Unterwerfung des Westens, der Rückwirkung des Abendlandes auf den Orient in politischer und kultureller Hinsicht und schließlich der Übermittlung des kulturellen Ertrages der Mittelmeervölker an die Germanen handeln. Häufig werden moderne Parallelen zum Verständnis herangezogen. Wichtig ist vor allem die Hervorhebung der Bedeutung des Orientalismus für die griechisch-römische Kultur. Doch ist m. E. nicht das orientalische Gottkönigtum, sondern das auf hellenistischem Boden erwachsene Gottkönigtum Alexanders und der hellenistischen Herrscher das Vorbild Cäsars und später des römischen Dominats. An diesem Punkte läßt sich besonders klar die Abhängigkeit der modernen Entwicklung von der Antike feststellen. Ebenso ist der Hellenismus in Religion und Philosophie von maßgebender Bedeutung für Ma. und Neuzeit gewesen. Der Vf. läßt diese Tatsache zu ihrem Rechte kommen und sucht zum Schluß im einzelnen den Einfluß der antiken Kultur auf das frühe Ma. festzustellen.

Von ganz besonderer Bedeutung für das Verständnis der ma. Kultur, deren Grundlagen Pr. aufzeigen will, ist die spätere römische Kaiserzeit, in der die Hellenisierung und Orientalisierung der römischen Kultur und der Synkretismus auf religiösem Gebiet ihren Höhepunkt erreichten. Diese Zeit führt uns Birt in der Fortsetzung seiner „Römischen Charakterköpfe", den „Charakterbildern Spätroms" [2]), in lebendigster Schilderung vor Augen. Wie das erste Buch, das bereits in 4. Aufl. vorliegt, zeugt auch dieser Band von erstaunlicher Belesenheit des Vfs. und völliger Vertrautheit mit den Quellen, die gerade für den Ausgang der Antike schwer zu übersehen sind. Mag auch manches Bild verzeichnet

[1]) H. Preller, Das Altertum, seine staatl. u. geist. Entwicklg. und deren Nachwirkungen (Aus Natur u. Geisteswelt, 642. Bdch.). Kl. 8°. 126 S. Leipzig, Teubner, 1920. M. 3.50 u. 120 % Zuschl.

[2]) Th. Birt, Charakterbilder Spätroms u. d. Entstehg. d. modernen Europa. Mit 6 Tafeln. 8°. VIII u. 492 S. Leipzig, Quelle & Meyer, o. J. [1920]. Geb. M. 16.—.

sein, wie es die Kritik z. B. für den älteren Scipio im 1. Bd. nachgewiesen hat (vgl. das Bild Scipios bei Kahrstedt-Meltzer, Gesch. der Karthager III, u. Ed. Meyer, Sitz.-Ber. Berl. Akad. 1916, S. 1068 ff.) und wie es wenigstens z. T. im vorliegenden Buche bei Kaiser Julian zutrifft, der zu günstig beurteilt ist (vgl. Geffcken, Kaiser Julian, Leipzig 1914, Erbe der Alten VIII, und sein neuestes Buch „Der Ausgang d. griech.-röm. Heidentums", Heidelberg 1920, S. 115 ff.) — als Ganzes ist das Werk eine wertvolle Gabe, wie kaum ein anderes geeignet, in das Leben der alternden Antike einzuführen. Es ist ein Stück Weltgeschichte, aufgelöst in eine Anzahl von Bildern, die um führende Persönlichkeiten gruppiert sind. Alles atmet Leben und Anteilnahme. Die Einleitung schildert die Blüte des weiten Römerreiches nach der Zeit der Friedenskaiser: überall Friede und Wohlstand, alle politischen Gegensätze, jeder Handelsneid verbannt. In allen Landschaften hatte die römische Regierung gewaltige Kulturwerke geschaffen. Aber die Herrschaft ging allmählich an die Provinzen über, die das Heer stellten. Immer häufiger stammten die höchsten Offiziere aus den Provinzen; schon Trajan und Hadrian waren Spanier. Die großen Truppenkörper an den Grenzen, die immer mehr aus Barbaren sich zusammensetzten, gefährdeten bald durch ihren Korpsgeist, durch ihren Stolz die Reichseinheit. Jedes Provinzialheer erhob seinen Feldherrn zum Kaiser, um zu zeigen, daß es mehr war als die anderen. Dazu kam, daß in immer wachsender Zahl die Germanen in das Heer aufgenommen wurden; auch dies unterstützte den Drang nach Verselbständigung der Reichsglieder. Dabei ging schließlich die Reichseinheit verloren. Doch in der Kirche faßte sich die Menschheit großartig neu zusammen. Neben die Kämpfe der Heere untereinander, der tüchtigen Kaiser gegen die Reichsfeinde tritt der Kampf der Geister. Durch Constantins Religionspolitik hätte die geschlossene Kultureinheit sich erhalten können, wären die Germanen nicht gewesen. Das Römerreich hörte auf, die Welt zu sein. Den Germanen fielen schließlich die Provinzen anheim. Ihre Führer kennen wir nicht, da die Geschichtschreibung versagt. Nur zwei hervorragende Erzähler hat das sinkende Imperium aufzuweisen: Dio Cassius und Ammianus Marcellinus. — Nach dieser Skizzierung der Hauptlinien rollen sich vor uns die Bilder ab, die von Kampf und Ehrgeiz, von religiöser Spekulation und philosophischer Denkarbeit, vom Ausgang des Heidentums und dem Sieg des Christentums, vom Ende der antiken Welt und dem Beginn des modernen Europa erzählen. Von der mächtigen Gestalt des Septimius Severus wird uns berichtet, vom Wirken der syrischen Kaiserinnen, dem Wachstum des Christentums, der Reformarbeit Diocletians, der kühnen und doch vorsichtig abwägenden Religionspolitik des großen Constantin, von dem stürmischen Eifer Julians für Wieder-

belebung des Heidentums, den gewaltigen Germanen Stilicho und Alarich, die sich gegenseitig befehden, von den mächtigen Männern der Kirche, einem Ambrosius, Hieronymus, Augustin, den reckenhaften Germanenkönigen, von Justinian, bis das Ganze ausmündet in eine Charakterisierung der neuen Staaten, die sich auf dem Boden des alten Römerreiches und an seinen Grenzen bilden: das moderne Europa ist entstanden.

Entwirft B. ein Gesamtbild der ausgehenden Antike seit dem Tode Marc Aurels, so führt Friedländers klassische Sittengeschichte Roms [1]) die Zeit der Blüte des Kaiserreiches, des 200jährigen Friedens seit Beendigung der Bürgerkriege vor Augen. Rasch sind dem 1. Bd. der Neubearbeitung (vgl. „Mitteilungen“, Bd. 48, S. 12f.) der 2. und 3. Bd. gefolgt, so daß das Werk in seinem darstellenden Teile wieder vollständig vorliegt. Die wissenschaftlichen Anhänge sollen im 4. Bd. folgen, auf den wir gespannt sind, da Wissowa bei ihrer Neubearbeitung weniger durch die Pietät gegen Friedländer gebunden ist. Was über den 1. Bd. gesagt wurde, gilt auch für die vorliegenden Bde.: überall spürt man die bessernde Hand des Hrsg., der in den Anmerkungen die neueste Literatur nachgetragen hat und auf neu aufgerollte Streitfragen eingegangen ist. Eine Würdigung des als klassisch anerkannten Werkes erübrigt sich; eine kurze Inhaltsübersicht mag dem, der es noch nicht kennt, eine Ahnung von dem Reichtum des Gebotenen geben. Der 2. Bd. bringt im 8.—11. Kap. eine Beschreibung der Schauspiele, eingehende Ausführungen über die Musik und die schöne Literatur und eine Schilderung des Luxus der Kaiserzeit, wobei der Vf. auf Grund eindringender Vergleiche zu dem Ergebnis kommt, daß der damalige Luxus eher geringer gewesen ist, als etwa zur Zeit Ludwigs XIV. und XV. und in der modernen Welt, die Behauptung unsinniger Verschwendung in der Kaiserzeit also in das Reich der Fabel zu verweisen ist. — Der 3. Bd. hebt im Abschnitt über die bildenden Künste die Bedeutung der Kunst für das ganze Leben hervor, eine Bedeutung, wie sie bei uns die Kunst noch nicht entfernt erlangt hat, stellt aber andererseits fest, daß der echte Kunstsinn bei den Römern, im Gegensatz zu den Griechen, nur gering entwickelt war, so daß die Kunstwerke von ihnen hauptsächlich deshalb geschätzt wurden, weil dies als ein Zeichen allgemeiner Bildung für unerläßlich galt. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen F.s über die religiösen Zustände; hier weist er unwiderleglich nach, daß von einem Nachlassen der Götterverehrung und des religiösen Sinnes

---

[1]) Ludw. Friedländer, Darstellungen a. d. Sittengesch. Roms in d. Zeit v. August b. z. Ausg. der Antonine. 9. neub. u. verm. Aufl., bes. v. G. Wissowa. 2. u. 3. Bd. Lex.-8°. VIII u. 379 S., VII u. 369 S. Leipzig, Hirzel, 1920. M. 31.20, geb. M. 51.20, u. M. 38.—, geb. M. 58.—.

damals nicht gesprochen werden darf, eine Feststellung, die in Geffckens Buch über den „Ausgang d. griech.-röm. Heidentums“ (1920) durch viele Quellennachweise gestützt wird. Den Abschluß bilden die Kapitel über „die Philosophie als Erzieherin zur Sittlichkeit“ und den „Unsterblichkeitsglauben“. Ein sorgfältiges Register macht die Fülle des in dem Werke aufgespeicherten Stoffes bequem zugänglich.

Friedländer weist zwar schon auf die Bedeutung und Ausbreitung des Christentums hin (III, 216—41), aber in den ersten zwei Jhh. war es noch nicht zu einer allen offensichtlichen Gefahr für die Götterverehrung und die Weltanschauung der griechischen Philosophie geworden. So wird es allen denen, die nicht auf Geffckens streng wissenschaftliches, mehr für die Fachgelehrten bestimmtes Werk zurückgreifen wollen, erwünscht sein, daß der auf diesem Gebiete seit langem als Autorität bekannte Gelehrte seine wertvollen Studien über die Auseinandersetzung des Christentums mit dem Heidentum soeben in neuer Aufl. hat erscheinen lassen [1]). Eine Darstellung der religiös-philosophischen Kultur der griechisch-römischen Welt beim Eintritt des Christentums, die auf die Gottesidee der Antike, den Kampf der Philosophen um die Volksgötter, den Ausgleich der orientalischen und okzidentalischen Götterwelt, die wachsende Sehnsucht nach Gotteserkenntnis, die Stellungnahme des Christentums eingeht, schafft die Grundlage für eine Reihe aufschlußreicher Skizzen. Besonders wichtig für das Verständnis der Entwicklung des Christentums ist die Kenntnis der antiken Mysterienreligionen, die über das ganze Reich verbreiteten Kulte der Kybele und des Attis, der Isis und namentlich des Mithras, die alle als Ziel die Läuterung des Menschen und seine Befreiung aus der Umstrickung des Bösen, seinen Aufstieg zu den seligen Göttern erstreben. Gott zu erkennen und sich ihm zu nähern, ist auch die Aufgabe, die sich die Gnosis stellt, ein Gemisch hellenischer und orientalischer Superstitionen und hellenischer Philosophie, das, älter als das Christentum, stark auf dieses eingewirkt hat und nur mit Mühe von ihm überwunden wurde. Auch die Sibyllen beweisen, daß eine gewaltige religiöse Hochflut das Christentum umbrandete, und bedeutsame Ausgleichungen zwischen diesem und dem Heidentum sind nicht in Zweifel zu ziehen: das Christentum wurde in starkem Maße hellenisiert und orientalisiert. Der Gnostizismus und die jüdisch-christliche Apokalyptik finden eine gesonderte Betrachtung (S. 40—57). Von besonderem Interesse sind dann die literarischen Kämpfe

[1]) Joh. Geffcken, Das Christentum im Kampfe u. Ausgleich mit d. griech.-röm. Welt. Studien u. Charakteristiken aus s. Werdezeit. 3. völlig umgearb. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 54. Bdch.) Kl. 8°. 130 S. Leipzig, Teubner, 1920. Kart. M. 2.80, geb. M. 3.50.



mit den Griechen und Römern (S. 63—109). Die noch nicht auf der Höhe philosophischen Denkens stehende Verteidigungsschrift des Aristides (um 150) wird gewürdigt und die Apologien des Justinus und Tatian werden analysiert. Den gewaltigen Persönlichkeiten des Origenes und Tertullian folgen die Streiter Christi, die den schweren Kampf gegen den Neuplatoniker Porphyrios zu führen hatten, Lactantius und Eusebios, und nach ihnen ging das Heidentum erneut zum Angriff vor: ein Kaiser, Julian, stellte seine Feder in diesen Dienst und suchte auch praktisch die in seine Hand gelegte Macht für die Bekämpfung des Christentums auszunutzen. Erst das große Werk Augustins, der „Gottesstaat", das G. wohl mit Recht eines der herrlichsten Werke der römischen Literatur und des Christentums nennt (S. 104), brachte die heidnischen Angriffe zum Schweigen. — Mit einem Kap. über die äußeren Verfolgungen der Christen schließt das Buch.

Das letzte große philosophische System des Hellenentums ist das des Plotinos: der Neuplatonismus hat noch einmal versucht, die Vorherrschaft des griechischen Gedankens zu sichern gegenüber den Angriffen der neuen Lehre; er hat zu diesem Zweck ein inniges Bündnis mit der religiösen Mystik geschlossen, und schwer ist dem Christentum der Kampf mit diesem mystisch-philosophischen Gedankenbau geworden. Der große Meister aber, dem Plotin sich begeistert anschloß, der seinem System den Namen gegeben hat, und der dadurch und durch seinen tiefgehenden Einfluß auf Augustin und die Theologie des Ma. aufs neue seine gewaltige Bedeutung im Reiche des Geistes bewiesen hat, ist der unsterbliche Platon. So mag es mir denn vergönnt sein, auf das große Werk des bedeutendsten Erforschers griechischen Geisteslebens in unseren Tagen, v. Wilamowitz-Moellendorff[1]), das er Platon gewidmet hat, an dieser Stelle einzugehen. Darf doch auch der Historiker an dem großen Philosophen, der das Werk „vom Staat" geschrieben hat, nicht achtlos vorübergehen. Und dann hat noch aus jedem Buche des greisen Philologen die Geschichtsforschung wertvollste Anregungen erhalten. Wer einen bedeutenden Mann verstehen will, der muß ihn aus seiner Zeit, aus seinem Volke, aus seiner Umgebung heraus zu verstehen suchen. So wurzelt auch Platon in Athen, das in seiner Jugend den schweren Kampf um das Bestehen zu kämpfen hatte und schließlich zusammenbrach. Er war Athener, stolz auf die ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit, aufgewachsen in einer Zeit, die alle Kräfte anzuspannen nötigte und zugleich

[1]) Ulr. v. Wilamowitz-Moellendorff, Platon. 1. Bd.: Leben und Werke. 2. Bd.: Beilagen u. Textkritik. 8°. VI u. 756 S.; 452 S. Berlin, Weidmann, 1919. M. 28.— u. 16.—. Inzwischen ist bereits eine 2. Aufl. des Werkes erschienen.

die volle Wirksamkeit eines Sophokles, Euripides, Aristophanes, Sokrates möglich machte. Meisterhaft versteht es W., das Werden Athens bis zum Höhepunkt unter Perikles zu schildern und den attischen Staat mit seinen Einrichtungen vor uns erstehen zu lassen. Wenn auch die Demokratie seit Perikles aller Fesseln ledig war, gab es doch eine Oberschicht, die W. die „Gesellschaft“ Athens nennt (S. 25). Dieser Oberschicht wurde trotz der demokratischen Gleichheit eine Vorzugsstellung eingeräumt. Dieser „Gesellschaft“ gehörte Platon an; ihre Gesinnung ist ihm vom Vaterhause eingeimpft, seine Dialoge spielen in diesem Kreise. So gibt der Vf. eine Schilderung der athenischen Gesellschaft, ihrer Anschauungen und ihres Lebens, um dann die geistigen Strömungen zur Zeit des großen Krieges zu zeichnen. Weiter wird der Historiker mit hohem Interesse die Charakterisierung der Jugenderziehung, der Unterrichtsgegenstände, der hellenischen Moral lesen. Damit ist der Übergang zu der großen sophistischen Bewegung gegeben, ohne die Sokrates und Platon nicht denkbar sind. Und mit Recht hebt W. hervor, welche Bedeutung die Dramen des Sophisten unter den Dichtern, des Euripides, für den Bildungsgang eines athenischen Jünglings jener Jahre hatten (S. 89). In voller Klarheit tritt uns dann die dämonische Gestalt des Sokrates entgegen, dem es gelang, den edlen Jüngling ganz in seinen Bann zu ziehen. Mit wachsender Anteilnahme verfolgt man die geistige Entwicklung Platons, bis schließlich der Meister vor uns steht, der seine höchsten Gedanken in seinem größten Werke, dem „Staate“, niederlegt. Dieses epochemachende Werk in der Geschichte der griechischen Anschauungen vom Staate wird eingehend besprochen (S. 389—445). Neben dem „Staate“ ist besonders der „Politikos“ (S. 566 ff.) mit seiner Würdigung des realen Staates für den Geschichtsforscher von Bedeutung. Auf die fesselnde Darstellung der anderen Dialoge Platons einzugehen, ist hier nicht der Ort; es möge der Hinweis genügen, daß niemand es bereuen wird, seine Zeit dem Studium dieser Teile des Buches gewidmet zu haben. Tragisch war der Ausgang Platons. Die Hoffnungen des alternden Philosophen, der ja schon vergebens den großen Herrscher Dionysios I. für seine Ideen zu gewinnen versucht hatte, nach dem Tode des Dionysios mit Hilfe seines Schülers Dion seine Staatstheorie in die Praxis umzusetzen, scheiterten; resigniert zog er sich in seinen Garten zurück, um hier das letzte große Werk, die „Gesetze“, zu schaffen. Vortrefflich führt W. in dieses chaotische, schwer verständliche Buch ein und zeigt, daß auch dieser Schwanengesang Platons namentlich dem Staatsrechtler viel zu sagen hat. — Der 2. Bd. bringt die wissenschaftlichen Beilagen und die Textkritik. Hervorheben möchte ich noch, daß der 1. Bd. für die weiten Kreise aller Gebildeten bestimmt ist und daher durch kein griechisches Wort

das Verständnis für den nicht humanistisch Gebildeten erschwert.

Wenn es uns möglich ist, das Leben der hellenistisch-römischen Zeit klarer zu erkennen als das jeder anderen Epoche der Antike, vielleicht mit Ausnahme der ciceronischen Zeit, so verdanken wir das zum guten Teil den Papyri. Sie gewähren einen tiefen Einblick in die Verwaltung eines hellenistischen Landes, Ägyptens, und beleuchten auch das Leben und Treiben der Bevölkerung. Außerdem haben sie uns manchen Schatz aus der griechischen Literatur beschert. L. Mitteis und U. Wilcken haben in ihren „Grundzügen der Papyruskunde" (4 Bde., Leipzig 1912) ein Bild des staatlichen und rechtlichen Lebens in Ägypten auf Grund der Papyri entworfen, während sie auf die literarischen Papyri nicht eingingen. In diese Lücke tritt Schubart[1]). Zugleich will er neben das umfangreiche Werk Mitteis-Wilckens, das die Grundlage für weitere Forschung schaffen sollte, ein Buch stellen, das in wissenschaftlicher Form und mit reichen Literaturangaben alle Freunde des klassischen Altertums mit den Ergebnissen der Papyrusforschung bekannt macht. Diese Absicht ist ihm vortrefflich gelungen. Eingehend bespricht Sch. zunächst alle literarisch bedeutungsvollen Funde, nachdem er kurz über Schrift, Schreibmaterial und Buchwesen gehandelt hat. Da treten uns Alkaios, Sappho, Korinna, Bakchylides, die Spürhunde des Sophokles, Epicharmos entgegen; die für den Historiker wichtigsten Funde, die Hellenika Oxyrhynchia und des Aristoteles *Ἀϑηναίων πολιτεία*, werden nur kurz gestreift, da sie bereits in vielen Werken gewürdigt sind. Von besonderer Wichtigkeit sind die Überreste der hellenistischen Literatur, von der wir bisher ja nur Trümmer besitzen. Auch die Kaiserzeit, die byzantinische Periode, die Fachliteratur sowie christliche und lateinische Texte sind berücksichtigt. Dann folgen die für den Altertumsforscher wichtigsten Kapitel, die — nach einer kurzen Übersicht über die ägyptische Geschichte seit Alexander dem Großen — über Verfassung und Verwaltung, über Recht, Gericht und Urkunden, die Bevölkerung, die Religion, die Bildung, das Wirtschaftsleben, über Lebensweise und Sitte unterrichten. So wird ein fesselndes und anschauliches Bild des ägyptischen Lebens in der hellenistisch-römischen Zeit entworfen, das auch Schlüsse auf das Leben im übrigen Osten zuläßt.

Werden wir von Sch. über ein immer wichtiger werdendes Quellenmaterial für die Erkenntnis des Altertums unterrichtet, so liegt auch in betreff der Inschriften der abschließende Bd. der bedeutsamsten Auswahlsammlung griechischer Stein-

---

[1]) Wilh. Schubart, Einführung in d. Papyruskunde. 8°. VII und 508 S. Mit 7 Tafeln. Berlin, Weidmann, 1918. M. 16.—.

urkunden vor, der 3. Bd. der Sylloge inscriptionum graecarum[1]). Auch die 1. Hälfte des Indexbandes, der erst die Benutzung der Sammlung erschließt, ist bereits erschienen; die 2. Hälfte, die den vierten Index, eine Auswahl griechischer Ausdrücke umfassend, und die Berichtigungen enthalten soll, wird in Kürze herauskommen. Die beiden ersten Bde. habe ich früher an dieser Stelle angezeigt (vgl. „Mitteilungen", Jahrg. 1917, S. 183 ff.; 1918, S. 92 ff.). Der 3. Bd., dessen Leitung Herm. Diels übernommen hatte, während Hiller v. Gärtringen, Weinreich und Ziebarth die Bearbeitung der Inschriften besorgten, bringt in 3 Abschnitten die auf das Staatswesen (res publicae), den Kultus (res sacrae), das Privatleben (vita privata) bezüglichen Urkunden. Im 1. Abschnitt sind nur 2 neue Inschriften hinzugekommen, darunter ein Getreidegesetz der Samier (Nr. 976). Zahlreicher sind die neuen Steine, die den Kultus betreffen. So finden wir u. a. die Satzungen eines privaten Heiligtums aus dem 1. Jh. v. Chr. (Nr. 985), ein Gesetz von Priene über das Priestertum des Dionysos, 2. Jh. v. Chr. (Nr. 1003), eine Liste der isthmischen und nemeïschen Sieger aus Keos, 5. Jh. v. Chr. (Nr. 1057). Im 3. Abschnitt ist eine ganze Reihe von Inschriften neu aufgenommen worden, die namentlich für das Zivilrecht interessante Aufschlüsse bringen. — Die dem Bd. angehängte Vergleichung der Nummern der 2. und 3. Aufl. ergibt für das ganze Werk 328 neue Urkunden, während 70 gestrichen wurden. Mit Dank begrüßen wir es, daß der Löwenanteil davon auf die historischen Urkunden fällt, die die beiden ersten Bde. füllen. Die Anordnung der neuen Aufl. ist weit übersichtlicher als die der 2.; der historische Teil ist chronologisch geordnet, so daß man jede Inschrift leicht findet. Dazu kommen die vorzüglichen, von Hiller v. Gärtringen angefertigten Indices, von denen der 1. die Namen der Könige und Kaiser, soweit sie nicht im 2. Index unter den Stichworten der Länder erscheinen, der 2. die Namen der Orte, Stämme und Völker und der Personen, bei ihrem Heimatsort aufgeführt, der 3. endlich die auf den Kultus sich beziehenden Namen enthält. Die Herausgeber, an ihrer Spitze Hiller v. Gärtringen, sind zur Vollendung des gewaltigen Werkes zu beglückwünschen; ihnen gebührt der aufrichtige Dank aller, die sich forschend auf dem Gebiete der Altertumskunde betätigen. Auf den Schlußteil des 4. Bds., der u. a. die Berichtigungen bringen soll, werden wir nach seinem Erscheinen zurückkommen.

Berlin-Halensee. Fritz Geyer.

[1]) Wilh. Dittenberger, Sylloge inscriptionum graecarum. 3. verm. Aufl. 3. Bd. 8°. 402 S. 4. Bd., 1. Teil. 183 S. Leipzig, Hirzel, 1920. M. 50.—, geb. M. 100.—; M. 45.—.

Literatur zur deutschen Parlamentsgeschichte 1848—1849.

Es kann nicht wundernehmen, daß seit den letzten Jahren die Ereignisse von 1848—1849 eine erhöhte Anziehungskraft auf uns ausüben und ein vielfach gewählter Gegenstand historischer Behandlung geworden sind. Leben wir doch in Deutschland und in Österreich abermals, wie zu jener Zeit, in einer durch eine Revolution herbeigeführten Epoche und ringen wiederum nach einer Neugestaltung unseres nationalen Daseins. Da liegt es nahe, dem inneren Zusammenhang zwischen den damaligen und unseren heutigen Kämpfen näher nachgehen und aus jenen nützliche Lehren für unsere Aufgaben in der Gegenwart ableiten zu wollen.

Eine der neuesten hierhergehörigen Schriften, „Eine geschichtliche Studie über die Frankfurter Paulskirche" von Veit Valentin, habe ich in den „Mitteil.", 48. Bd. S. 98 ff. angezeigt. Einige andere jüngst erschienene Veröffentlichungen sollen uns hier beschäftigen.

W. Appens[1]) will nicht über die Paulskirche schreiben, sondern deren Männer in ihren Reden, Beschlüssen und Geschicken vorführen. Er gibt zu dem Zweck eine Auslese aus Wigards 1849 herausgegebenen Stenographischen Berichten über die Verhandlungen und verwendet außerdem für seine ergänzenden Angaben die Literatur bis 1919 herab. Die 12 Abschnitte des Werks folgen chronologisch dem Verlauf der Versammlung und beziehen sich — außer dem 1., dem die Gruppierung des Hauses vorführenden 3. und dem den Ausgang berichtenden letzten — ein jeder auf einen Hauptgegenstand der Beratungen: auf die Souveränität der Versammlung, das Regierungsprovisorium, Polen, die Grundrechte, das Wahlgesetz, den Völkerbund, Schleswig-Holstein, die Reichsverfassung, das Reichsoberhaupt.

Wir besaßen wohl schon einige Sammlungen von Frankfurter Parlamentsreden, aber sie boten nur eine kleinere Auswahl davon und diese vielfach verkürzt und lose aneinandergereiht. Hier vergegenwärtigen uns Gruppen von vollständig wiedergegebenen Reden der führenden Männer die Verhandlung über je eine der Hauptfragen der ganzen Tagung. Wir sehen, wie bei der Debatte über das „Einzig und allein" der Machtvollkommenheit der Nationalversammlung die Geister sich von rechts nach links hin politisch scheiden, wir fühlen die Spannung, die in der Versammlung bei der Diskussion über die Frage nach der vorläufigen Reichsgewalt herrscht, bis sie durch den „kühnen Griff" des Präsidenten Heinrich v. Gagern ihre Lösung

[1]) W. Appens, Die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. 1848 bis 1849. Gr. 8°. 400 S. Jena, Eug. Diederichs, 1920, M. 30.—, geb. M. 40.—.

findet, und ebenso und in noch höherem Grade ist dies der Fall da, wo es sich um die Meinungskämpfe über das verfassungsmäßig einzusetzende Reichsoberhaupt handelt, die ihre entscheidende Wendung wiederum durch Gagern erhielten, indem er, jetzt als Ministerpräsident, für die Erblichkeit der höchsten Würde sich erklärte. Tief in die Gedankenwelt unserer eigenen Gegenwart versetzen uns Partien aus den über das Verhältnis Deutschlands zu Polen, zu den fremden Großmächten, zu Österreich gehaltenen Reden, oder die an die Stellungnahme zum allgemeinen Wahlrecht geknüpften sozialpolitischen Ausführungen, oder endlich das Für und Wider zum Antrag auf Begründung eines Völkerkongresses. An Aktenstücken sind die Grundrechte zweiter Lesung, der Ausschußentwurf zum Wahlgesetz und die Erläuterungen des Verfassungsausschusses zu den Abschnitten I. Das Reich und II. Die Reichsgewalt beigegeben.

Das Buch ist nicht sowohl für den Geschichtsforscher als für den größeren Kreis der Geschichtsfreunde bestimmt. Ersterer wird lieber zu dem unmittelbaren Quellenmaterial greifen. Die eigenen Zutaten des Vfs. halten sich auf gemeinverständlicher Fläche. Zur leichteren Orientierung des Lesers wird den Reden sogar eine kurze Inhaltsangabe vorangeschickt; dagegen vermißt man eine Datierung der Sitzungstage. Geradezu zu bedauern ist es aber, daß das durch die leichtere Zugänglichmachung des in der Paulskirche Verhandelten so nützliche Buch in den vom Vf. herrührenden Partien nicht wenig sachliche Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten in der Schreibung und auch mehrfach Mängel in der sprachlichen Fassung enthält. Die schlimmste unter ersteren ist die Angabe (S. 115), die Resolution der Linken zugunsten der Wiederherstellung Polens sei von der Mehrheit angenommen worden; sie wurde in Wirklichkeit mit 331 gegen 101 Stimmen verworfen.

Axel v. Harnack[1]) behandelt den Anteil, den Friedr. Daniel Bassermann an den politischen Begebenheiten seiner Zeit, insbesondere an der Wirksamkeit der Paulskirche, gehabt hat. Wir haben es hier mit einer gediegenen wissenschaftlichen Leistung zu tun. Der Darstellung liegt eine umfassende Heranziehung und besonnen kritisch abwägende Benutzung des vorhandenen Quellenmaterials zugrunde; eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe, darunter Bassermanns Andringen an Friedr. Wilhelm IV., die Kaiserkrone anzunehmen, finden sich als Beilagen. Ohne jede Voreingenommenheit, nur auf geschichtliche Treue in der Wiedergabe bedacht, führt uns H. das Lebensbild des Mannes vor Augen, Außerungen von dessen Gegnern

[1]) Axel v. Harnack, Friedr. Dan. Bassermann u. die dtsch. Revolution v. 1848—1849. (Hist. Biblioth., 44. Bd.) Gr. 8⁰. 115 S. München, R. Oldenbourg, 1920. M. 12.—.

hierbei ebenso sorgsam wie die von befreundeter Seite prüfend. Die hervorragende Stellung, die B. in der Zweiten badischen Kammer und in der Paulskirche einnahm, verdankte er, nächst seiner allgemeinen geistigen und rednerischen Begabung, einer glücklichen Verbindung von historisch-politischer Denkfähigkeit, die das Universitätsstudium in ihm genährt hatte, und von praktischer Erfahrung, die er als selbständiger Geschäftsmann, zuerst als Drogist und sodann als Verlagsbuchhändler, sich erworben hatte. Er folgte keiner politischen Doktrin, sondern nahm seine Stellung so, wie es ihm nach der jedesmaligen Lage der Dinge für die Erreichung des gewollten Ziels, eines in gesetzlicher Freiheit und Ordnung geeinten mächtigen deutschen Vaterlandes, als das Ratsamste erschien. So konnte es den Anschein gewinnen, daß er ein anderer war, als er in Karlsruhe die erste seiner beiden folgenreichsten Reden hielt, ein anderer, als er die zweite in Frankfurt folgen ließ; und doch war er sich innerlich gleich geblieben. Dort beantragte er als einer der Führer der liberalen Partei eine Adresse an den Großherzog zwecks Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestag, hier drang er als Unterstaatssekretär im Reichsministerium unter Darlegung der üblen Eindrücke, die er bei seiner Mission nach Berlin von der demokratischen Partei der preußischen Nationalversammlung und dem viele bedenkliche Gestalten („Bassermannsche Gestalten") zeigenden Straßenbild vor dem sie beherbergenden Schauspielhause gewonnen, energisch und erfolgreich darauf, daß das Parlament sich gegen die Steuerverweigerer und damit für das Ministerium Brandenburg-Manteuffel entscheide. Was der Mehrheit in Frankfurt noch an Volksgunst geblieben war, ging ihr hiernach so ziemlich verloren, und als nun auch die Krone Preußens sich ihr versagte, war ihre Rolle ausgespielt. Zugleich hiermit aber auch diejenige B.s in der Politik. Durch ein schweres Nervenleiden zermürbt, machte der erst Vierundvierzigjährige seinem Leben 1855 ein Ende.

H.s verdienstvolle Arbeit bereichert nicht nur um nicht wenige wertvolle Züge unsere Kenntnis von der Persönlichkeit des zu hohem Ansehn gelangten Parlamentariers, sondern wirft auch, da dieser zu den im Mittelpunkt der politischen Geschehnisse stehenden Männern gehörte, auf den allgemeinen Gang der Dinge vielfach ein helleres Licht.

Ein Kernstück aus dem Arbeitsgebiet der Paulskirche, das Verhältnis zu Österreich, hat Rapp[1]) in der Begrenzung auf die hierauf bezüglichen Pläne der Kaiserpartei zum Gegenstand einer Monographie genommen. Innerhalb der Versammlung —

---

[1]) Adolf Rapp, Das österr. Problem in d. Plänen der Kaiserpartei v. 1848. (Studien z. Gesch. d. national. Bewegung in Deutschland. 1. Heft.) Gr. 8°. 117 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1919. M. 4.—.

diesen Gesichtspunkt rückt der Vf. mit Recht in den Vordergrund — besteht ein wesentlicher Unterschied der Stellungnahme zum österreichischen Problem zwischen dem Norden und dem Süden der Lande deutscher Zunge. Ersterem ist es vor allem um die Schaffung eines deutschen Bundesstaates, mit oder zur Not auch ohne die deutschen Länder Österreichs, zu tun, um eine Machtbildung, die eine kraftvolle Beschirmung nach Ost und nach West und eine deutsche Seegeltung verbürgt, letzterer will um keinen Preis eine Abtrennung von Österreich, hält den Blick auf dessen Kulturmission in den unteren Donauländern gerichtet und geht nur in der Ansicht über die beste Form des Verbundenbleibens auseinander. Von maßgebendem Einfluß auf die Parteigruppierung im Parlament und die bezüglichen Abstimmungen wurde indessen das Gewicht, das Preußen einerseits, Österreich andererseits auf die politische Lage ausübte. In der ersten Zeit der Nationalversammlung überwog zufolge des seit den Märzereignissen verminderten Ansehens der Krone Preußen und zufolge der auf ein konstitutionelles Österreich gesetzten Hoffnungen die diesem zugewandte Stimmung, was in der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser und in der Bildung des Ministeriums Schmerling seinen deutlichsten Ausdruck fand. Eine Wandlung in der Gruppierung der Parteien ging vor sich, als der November das die selbständige einheitliche Neugestaltung der österreichischen Monarchie verkündende Kremsierer Programm des Fürsten Schwarzenberg und die Festigung der Regierung in Preußen seit dem Amtsantritt des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gebracht hatte. Aus der bisherigen monarchisch gesinnten Mehrheit löste sich die aus norddeutschen und südwestdeutschen Abgeordneten sich zusammensetzende „erbkaiserliche Partei" heraus. Ihre treibende Kraft lag in den Händen der sogen. „Schleswig-Holsteiner", der Universitätsprofessoren Beseler, Droysen, Dahlmann, Waitz; zu den südwestdeutschen Parteihäuptern zählten Bassermann, Mathy, Rob. Mohl, Rümelin, und auch der Präsident Heinrich v. Gagern trat auf diese Seite. Ein erster Erfolg der Erbkaiserlichen bestand darin, daß Schmerling zurücktrat und Gagern die Ministerpräsidentschaft übernahm. Sein Programm in der österreichischen Frage, Bundesstaat ohne Österreich und weiterer Bund zwischen Deutschland und Österreich, entsprach, was der Vf. zutreffend hervorhebt, seinem von Österreich jedenfalls nicht gänzlich lassen wollenden Südwesten. Zur Gegenpartei gehörten die Österreicher, die Bayern, die republikanische Linke. Erst nach wechselreichen Kämpfen und erst nachdem Österreich ohne jede Verständigung mit der Deutschen Nationalversammlung nach Auflösung des Kremsierer Reichstags eine oktroyierte, die Monarchie in sich selbst abschließende Gesamtverfassung erhalten hatte, erreichte die Erbkaiserpartei um den Preis demokratischer Zugeständnisse

an eine preußisch gesinnte Gruppe der Linken eine Mehrheit, wenn auch nur eine schwache, für die Erblichkeit des Reichsoberhaupts, eine Abstimmung, der die unter Stimmenthaltung der Gegenseite glatt verlaufende Kaiserwahl alsbald folgte.

Die einzelnen Phasen des Entwicklungsganges, den die Behandlung dieser Kardinalfrage der deutschen Verfassung genommen, heben sich klar und bestimmt in der kleinen Schrift voneinander ab.

Sehr gelegen zur Einsichtnahme in die Anschauungen des so ziemlich gleichzeitig mit dem Frankfurter Parlament in Wien und hernach in Kremsier versammelten österreichischen Reichstages kommt eine Schrift von Paula Geist-Lányi[1]) über das Nationalitätenproblem auf dem Reichstag zu Kremsier.

Die ersten Anzeichen einer Bedrohung des österreichischen Gesamtstaates durch das Selbständigkeitsverlangen der nichtdeutschen Nationalitäten, die im Zuge der Revolution von 1848 in die Erscheinung traten und die auf dem gegenüber der Einberufung der Deutschen Nationalversamlung nach Frankfurt in Prag abgehaltenen Slawenkongreß durch die programmatische Formulierung der Forderungen sich verstärkten, sind der Antrieb für G.-L. gewesen, sich mit dem Kremsierer Reichstag eingehend zu beschäftigen, soweit dessen Verhandlungen um ihren Angelpunkt, den Widerstreit der Nationalitäten, sich drehten. Das Literaturverzeichnis und die Anmerkungen bezeugen, wie gründlich sie hierbei zu Werke gegangen ist. Leichter hat sie es mehrfach mit ihrer Schreibweise genommen.

Nach einer die historische Entwicklung der Gesamtstaatsidee und das Nationalitätenproblem in Österreich bis 1848 behandelnden Einleitung werden im 1. Kapitel die nationalen Parteien in Kremsier vorgeführt, im 2. die Verhandlungen im Plenum des Reichstags besprochen und im 3. die Arbeitsleistung des Verfassungsausschusses dargelegt. Nicht vertreten waren auf dem Reichstage Ungarn und das lombardo-venetianische Königreich. Zu einer abgeschlossenen Parteibildung ist es auf ihm nicht gekommen, da die politischen Grundanschauungen die nationalen Gegensätze mehrfach durchkreuzten. Das „Chaos politischer und nationaler Wünsche" einigermaßen in ihrem Überblick zu entwirren, hat sich G.-L. redlich bemüht. In voller Klarheit schieden sich nur voneinander als die zwei Hauptteile der Versammlung, an die die andern sich in mannigfachem Wechsel anschlossen, die Deutschen einer-, die Tschechen andrerseits, beide auf die Vorherrschaft ihrer Nationalität bedacht, erstere auf zentralistischem, letztere auf föderalistischem Boden stehend. Ein erstes Scharmützel fand gleich nach Er-

---

[1]) Dr. Paula Geist-Lányi, Das Nationalitätenproblem auf d. Reichstag zu Kremsier 1848—1849. Gr. 8⁰. 210 S. München, Drei-Masken-Verlag, 1920. M. 18.—, geb. M. 24.—.

öffnung des in Wien zusammengetretenen Reichstages über die Verhandlungssprache statt, mit dem Ergebnis, daß das Deutsche zwar nicht offiziell, aber tatsächlich hierzu gelangte, und daß auch die Reichstagsakten in deutscher Sprache im Druck erschienen. Im Kampf um die Zusammensetzung des Verfassungsausschusses gelang es den Deutschen, eine tschechische Majorität zu verhindern. Vereint standen beide Gegner, als dem Ministerium ein Mißtrauensvotum erteilt wurde, weil es den die Souveränität des Volkes aussprechenden Paragraphen 1 der Grundrechte abgelehnt hatte. Der heißeste Kampf in Kremsier, der über die Stellungnahme zum Frankfurter Verfassungswerk, in dem die Deutschen zwiespältig sich zeigten, die Tschechen nachdrücklichst für Trennung von Deutschland eintraten, kam nicht zum Austrag, da der Reichstag aufgelöst wurde. Am dankbarsten gestaltete sich die Aufgabe G.-L.s und am durchsichtigsten wird ihre Darstellung bei ihrem Bericht über die Beratung der Verfassung in dem damit betrauten Ausschuß. Auf Grund eines sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfs schuf dieser mittels gegenseitiger, nach scharfen Auseinandersetzungen erfolgter Zugeständnisse eine Zentralisation und Föderalismus vermittelnde, einhellig angenommene Verfassungsvorlage, deren völlig gesicherte Annahme durch das Plenum die Regierung jedoch durch die Auflösung des Reichstages vereitelte, um ihrerseits zur Oktroyierung einer ihr genehmeren Verfassung zu schreiten. Zum Schaden der Zukunft des Reiches, wie das berechtigte Schlußurteil G.-L.s lautet, denn niemals ist späterhin wiederum ein Einverständnis der Tschechen mit einem Reichsverfassungsgesetz erzielt worden.

Charlottenburg. C. Rethwisch †.

Zur Literatur über den Weltkrieg.

III.

Als ein anregendes, unsere Erkenntnis erheblich förderndes Buch ist die „Kritik des Weltkrieges“ zu bezeichnen. Sein Vf. ist ein ungenannter Generalstäbler [1]). Die Anonymität erweckt Bedenken. Sie treten jedoch bei der Lektüre des Werkes in den Hintergrund. Denn die Art, wie der Vf. über die Verwaltung des „Erbes Moltkes und Schlieffens“ urteilt, beweist, daß er nicht zu den „Schimmerlosen“ gehört, über die zu klagen Graf Schlieffen nur allzu häufig Veranlassung hatte.

Der Vf. will nicht die „berüchtigte Schuldfrage“ erörtern, will vielmehr zur Selbsterkenntnis anregen, den deutschen GSt.,

---

[1]) Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes u. Schlieffens im großen Kriege. Von e. Generalstäbler. XII u. 246 S. Leipz., K. F. Koehler, 1920. Geb. M. 30.—.

vor allem seinen genialsten Vertreter, den FM. Grafen Schlieffen, gegen dilettantenhafte Kritik in Schutz nehmen und die Augen der deutschen Jugend auf militärische Fragen lenken und auf deren Bedeutung für des Vaterlandes Zukunft. Er geht dabei von dem ganz richtigen Gedanken aus, daß das schöne Traumbild des „friedeverheißenden Völkerbundes“, gleich der unter ähnlichen Umständen zustande gekommenen „Heiligen Allianz“, große Konflikte niemals zu verhüten imstande ist. Schon in den wirtschaftlichen Interessen der Völker wurzelt die „Möglichkeit künftiger Kriege“. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Und ewig wahr bleibt Treitschkes Wort, daß die Selbständigkeit moderner Staaten eine so innige Gemeinschaft, wie der Völkerbund sie darzustellen scheint, auf die Dauer gar nicht zu ertragen vermag.

Der 1. Teil des Werkes behandelt die Aufgaben des GSt. im Frieden und im Kriege. Der 2. erörtert seine Leistungen, „gemessen an ihren Ergebnissen auf dem Gebiete der Führung, der Ausbildung der Truppe in richtigem Abwägen der technischen und moralischen Faktoren, der Bewaffnung, der Organisation“. Um die Bildungsarbeit des GSt. während der letzten 44 Friedensjahre richtig einzuschätzen, wird in Anlehnung an Schlieffens klassische Cannae-Studien die preuß.-deutsche Führung in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 mit der des Weltkrieges verglichen.

Die Ergebnisse des Vergleichs sind überaus lehrreich. 1866 und 1870/71 suchte die höhere und niedere Führung die großzügig angelegten Operationen Moltkes nach Möglichkeit zu hemmen. Seinem hohen Gedankenflug vermochte sie nicht zu folgen. Der Moltkesche Gedanke, den Feind zu vernichten, war ihr völlig fremd. Die Voraussetzungen einer Vernichtungsschlacht im Sinne Moltkes und Schlieffens waren vor allem bei Königgrätz[1]) und bei Metz gegeben. Aber wie wurden sie benutzt! Damals, am 3. Juli 1866, tat der Führer der 11. Div., General v. Zastrow, die spöttische Frage: „Wer ist Moltke?“ Bekannt ist das harte, aber zutreffende Urteil Schlieffens über das „plumpe, stiermäßige Anrennen gegen die feindliche Feuerfront“ am 16. und 18. Aug. 1870. Noch schärfer

[1]) Im 3. Bd. s. ziemlich inhaltsleeren „Erinnerungen“ (Berlin, Mittler & Sohn, 1915, S. 143ff.) versucht Graf Haeseler dem Prz. Friedrich Karl, dem Führer der 1. A., das Verdienst zuzuschreiben, die durch das Vorrücken des österr. Heeres aus dem Abschnitt Königgrätz-Josefstadt entstandene Lage und die daraus sich ergebenden Aussichten auf einen entscheidenden Schlag erkannt zu haben. Demgegenüber zeigt Szczepanski (Dtsch. Rundsch., 1919, Nov.), daß der Prinz, „in völliger Verkennung der Gunst der strategischen Lage Moltke durch Vorwegnahme s. Befehle für die 1. und die Elbarmee und s. Aufforderung an die 2. A. das Konzept verdorben“ habe. M. „blieb nur die Möglichkeit“, einen Ausweg zu finden, der wenigstens den taktischen Sieg gewährleistete.

hat sich damals bekanntlich Bismarck über die militärische Führung geäußert. „Das Genie erstickte im Wuste eigensinniger Rückständigkeit und Unbelehrbarkeit". Moltke hatte damals leider keinen bestimmenden Einfluß auf die Maßnahmen der Armeeführung.

Die Hauptschwächen der älteren Kriegsperiode waren zu suchen in „der Strategie der Tiefe und dem dadurch bedingten Verzicht auf Flankenwirkung", dem Mangel an Aufklärung und der — Technik und Gelände unterschätzenden — Taktik. Von diesen Schwächen war die erste 1914 völlig überwunden. Der große Gedanke Moltkescher und Schlieffenscher Strategie, schon im Anmarsch die Umfassung zu erstreben, war Allgemeingut der deutschen Führung geworden und wurde überall mit Verständnis angewandt. Auch die früher sehr mangelhafte Aufklärungstätigkeit trat im Weltkriege nicht mehr in die Erscheinung. Dagegen hatte sich die deutsche Führung von der Unterschätzung der technischen Leistungsfähigkeit moderner Feuerwaffen und den damit verbundenen psychologischen Irrtümern nicht wesentlich freizumachen vermocht. Weiter gereichte dem deutschen Heere, ebenso wie dem Feinde, zum Nachteil „eine gewisse Neigung zum Schönfärben". „Die Truppe mußte unter allen Umständen stets in vorteilhaftem Lichte gezeigt werden." So entzog sich der OHL. „eine der elementarsten Unterlagen für reelle Kriegführung: die absolute Wahrheit über den Zustand der Truppen".

Ob und inwieweit diese Kritik zutrifft, läßt sich bei dem Mangel an zuverlässigem Material z. Z. nicht nachprüfen. Hier spielen offenbar Imponderabilien eine Rolle, die sich noch der Feststellung entziehen. Daß Fälle, wie sie der Vf. im Auge hat, vorgekommen sind, wird kaum ernstlich zu bestreiten sein. Aber schwerlich in dem von ihm erwähnten Umfange. General v. Kuhl, der vielerfahrene Generalstabschef und berufene Sachkenner, weist in bemerkenswerten Ausführungen (Militär-Wochenbl. 1921, Nr. 32) des Vf.s Behauptung zurück. Dabei muß es einstweilen sein Bewenden haben.

Ein höchst unerfreuliches Kapitel in der Gesch. des Weltkrieges bildet die Verleihung des E. K. I an Unberufene, an die Kommandanten der Hauptquartiere, an Etappen-Offiziere und hohe Beamte. Mit Recht erregten Erscheinungen dieser Art den Groll der Fronttruppen. Sie hätten bei gehöriger Mitwirkung des GSt. vermieden werden müssen. Dazu kamen die zu einem entsetzlichen Krebsschaden sich auswachsenden Zustände in den Etappen, besonders in Brüssel, die zarte Rücksichtnahme auf die beständig wachsende Zahl der „Unabkömmlichen" und die sträflich milde Handhabung der Disziplin. Während sie bei uns zusehends sank, gewann sie bei den Gegnern beständig an Schärfe. Der GSt. hatte auf diese Dinge keinen Einfluß. Um so größeren das Kriegsministerium.

Ihm darf daher der Vorwurf nicht erspart werden, daß es, trotz aller Vorstellungen des GSt., in allzu willigem Entgegenkommen gegen die Wünsche des Reichstages seine Pflicht vernachlässigt hat.

Aufmerksame Beachtung erfordert der 3. Teil. Er beschäftigt sich mit dem „Operationsentwurf“. Keiner hatte die militärische und politische Lage Deutschlands richtiger erkannt und eingeschätzt als Schlieffen. Von resignierter Defensive konnte daher bei ihm keine Rede sein. Es wäre nur „ein Ringen um eine Galgenfrist“ gewesen. Für Deutschland gab es nur ein Mittel, der zugedachten doppelseitigen Zermalmung zu entgehen. Und das war die energische Ausnützung der ersten Kriegswochen. Der westliche Feind mußte zerschmettert werden, ehe die russ. Dampfwalze sich bemerkbar machte.

Die von Schlieffen geplante Vernichtungsschlacht war im Westen ein Akt unerbittlichen Zwanges. Hier näher auf dessen Operationsideen und auf die fesselnden und lehrreichen Betrachtungen einzugehen, die der Vf. daran knüpft, verbietet der knappe Raum. Nur einige Bemerkungen seien gestattet. Auch der Vf. ist, wie viele andere Autoren, über Schlieffens Entwürfe augenscheinlich nur unvollkommen unterrichtet. Er gehörte wohl nicht zu dessen unmittelbaren „Jüngern“, wie General v. Kuhl. Er weiß z. B. nicht, daß die Besetzung von Dünkirchen und Calais eines der ersten Operationsziele Schlieffens gewesen ist. Vier Wochen nach der Mobilmachung sollte — das war Schlieffens Idee — das deutsche Heer, tief gestaffelt, in vier Armeegruppen eine Linie einnehmen, die von der Mündung der Somme über Chaulnes, St. Quentin, am Nordufer der Aisne entlang bis Metz reichte. Dann sollte der 18 Korps zählende rechte Angriffsflügel, mit Steilfeuer-Batterien reichlich ausgestattet und mit 5 Kavallerie-Divisionen vor der Front, in Eilmärschen westlich und südlich um Paris herum streben. Acht Landwehr-Divisionen und entsprechende Landsturm-Aufgebote, dem rechten Flügel langsam nachfolgend, hatten die Aufgabe, die rückwärtigen Verbindungen zu sichern. Andere Landwehr-Formationen hatten die Belagerung und Eroberung der Festungen in Belgien und Nordfrankreich zu übernehmen. Nach Verlauf von 2—3 Wochen sollte dann von der 1. Armee — in Verbindung mit der links sich anschließenden und entsprechend langsamer in der Richtung auf die untere und mittlere Marne in einer Stärke von je 10 Korps vorrückenden 2. und 3. Armeegruppe — auf historischem Boden, den katalaunischen Gefilden, die Vernichtungsschlacht geschlagen werden. Die 4. Armeegruppe, aus $9^1/_2$ Armeekorps bestehend, hatte unterdes auf der Linie Verdun—Nancy zu demonstrieren.

Im 4. Teil wird die Leitung der Operationen auf den Kriegsschauplätzen im Westen und Osten, in Serbien, Rumänien und Italien dargestellt. Nicht berücksichtigt sind die kriege-

rischen Ereignisse in Vorderasien. Die Darstellung, überall klar und durchsichtig, ruhig und sachlich, rollt zahlreiche interessante kriegswissenschaftliche Fragen auf und erörtert sie mit eindringendem Verständnis. Zwar geht sie an anderen, nicht minder wichtigen Problemen und Ereignissen, wie sie die Ost- und Südfront bieten, flüchtig vorüber, fordert auch nicht selten, namentlich bei der Schilderung der Frühjahrsoffensive 1918, zu lebhaftem Widerspruch heraus, entschädigt aber für solche Mängel durch eine reiche Fülle von Anregung und Belehrung.

Über die Ereignisse an der Marne im Sept. 1914, die den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges eingeleitet haben, liegt eine Reihe von Schriften vor. Eingehend und sorgfältig hat zuerst General Baumgarten-Crusius[1]) die Riesenschlacht behandelt, namentlich die Beteiligung der 3. (sächs.) A. daran. Zugrunde liegen seiner Schilderung die amtlichen Kriegstagebücher[2]) und Mitteilungen führender Augenzeugen.

Dann hat GFM. v. Bülow[3]), der Führer der 2. A., seinen dienstlichen „Bericht zur Marneschlacht" veröffentlicht. Aus ihm interessiert vor allem die Tatsache, daß am 5. Sept. von der OHL. an die 1. A. der durch die Ereignisse bereits überholte Befehl erging, zwischen Oise und Marne halt zu machen, während die 2. A. zwischen Marne und Seine Stellung nehmen sollte. Infolgedessen nahm die 1. A. am 6. Sept. 2 Korps über die Marne zurück und am 7. die beiden anderen, um sie gegen den westlich des Ourcq drohenden Angriff der neugebildeten 6. franz. A. zu verwenden. So entstand zwischen der 1. und 2. A. eine mit schwachen Kräften nur notdürftig ausgefüllte Lücke. In sie begann seit dem 9. Sept. die engl. Armee vorzustoßen. Unter diesen Umständen und um der 1. A. die Möglichkeit zu bieten, wieder Anschluß an die 2. A. zu gewinnen, hat Bülow den verhängnisvollen Rückzug angeordnet. Seine Auffassung von der Lage der 1. u. 2. A. ist, wie wir jetzt wissen, eine übertrieben pessimistische gewesen.

Einen weiteren beachtenswerten Beitrag zur Gesch. des Marnefeldzuges lieferte der Führer der 3. A., Generaloberst

[1]) Baumgarten-Crusius, Die Marneschlacht 1914, insbes. auf der Front der dtsch. 3. Armee. Nach den Kriegsakten. 192 S. Leipzig, Max Lippold, 1919. M. 4.—. Eine eben erschienene neue Schrift desselben Vf.s, die das „Rätsel der Marneschlacht" endgültig zu lösen unternimmt, war mir noch nicht zugänglich.

[2]) „Amtliche Kriegstagebücher" werden im allgemeinen nicht ohne weiteres als vollgültige hist. Quellen zu betrachten sein. Ihr Wert als solcher wird mehr als bei anderen Dokumenten nach der Persönlichkeit ihres Vf.s zu bemessen sein. Schwer ins Gewicht fällt dabei auch die Frage, wann und unter welchen Umständen die Eintragungen erfolgt sind. Kuhl (Marnefeldzug, S. 3) bemerkt z. B., daß „hier und da die Berichte nachträglich verfaßt" sind.

[3]) v. Bülow, Mein Bericht zur Marneschlacht. Mit 7 Kartenbeil. 85 S. Berlin, Aug. Scherl, o. J. M. 5.50, geb. M. 8.—.

Frhr. v. Hausen[1]), in Gestalt von persönlichen Erinnerungen. Voran geht ihnen eine von Kircheisen, dem bekannten Napoleonforscher, verfaßte „Einführung" (S. 13—93). Sie stützt sich wesentlich auf Baumgarten-Crusius und stellt sich dar als eine kritische Studie der Gesamtoperationen zu Beginn des Krieges. Im Vordergrund steht jedoch eine Reihe anziehender Betrachtungen über die Frage, wie sich die Dinge im Westen hätten entwickeln können oder müssen. Im allgemeinen begegnet der gut unterrichtete Vf. den tatsächlichen Verhältnissen mit vollem Verständnis. Er rechtfertigt den deutschen Durchmarsch durch Belgien, schätzt das Marneunternehmen ein als eine der „größten, kühnsten und genialsten militärischen Taten aller Zeiten" und erbringt aus feindlichen Quellen den Nachweis, daß die Franzosen in den kritischen Septembertagen sich keineswegs als Sieger gefühlt oder betrachtet haben.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen unseres Mißerfolges an der Marne erblickt K. in der durch Gefechts- und Marschverluste verminderten Kampfkraft der deutschen Truppen. Daß mit ihr gerechnet werden mußte, ist zweifellos richtig. Aber ein ausschlaggebender Faktor für den Ausgang des Unternehmens ist sie offenbar nicht gewesen, zumal im Hinblick auf die überlegene taktische Ausbildung und die unübertrefflichen moralischen Eigenschaften unserer Soldaten. Nichts kennzeichnet die Stimmung bei der 1. u. 3. A. besser als die Zurufe, mit denen unsere Helden von der Marne auf dem ihnen unverständlichen Rückzuge ihre Führer begrüßten: „An uns hat es nicht gelegen." (Baumgarten-Crusius, a. a. O., S. 189.)

Die „Erinnerungen" H.s lehnen sich eng an dessen „Erlebnisse und Erfahrungen als Oberbefehlshaber der 3. A. im Bewegungskriege 1914" an und bestätigen und ergänzen in erwünschter Weise die Ausführungen von Baumgarten-Crusius. Während aber die „Erlebnisse" dem „rein militärischen Gesichtspunkte Rechnung" tragen, schildern die „Erinnerungen" den „inneren Zusammenhang" der Operationen. Die lebenswarme Darstellung begleiten mehr oder weniger temperamentvolle persönliche Bemerkungen. Dafür wird volles Verständnis haben, wer das tragische Schicksal kennt, das den verdienten Führer und seine siegreiche A. seit dem 10. Sept. heimgesucht hat.

Die „Erinnerungen" beschäftigen sich mit der Mobilmachung der 3. A., ihrem Aufmarsch und Vormarsch bis zur Maas, ihren Kämpfen bei Dinant, ihrem Marsch bis zur Aisne und Marne und den Schlachttagen vom 6.—9. Sept. und der Abwehrstellung in der Champagne.

---

[1]) Das Rätsel d. Marneschlacht. Des Generalobersten Frhrn. v. Hausen Erinnerung. an d. Marnefeldzug 1914. Mit e. einleit. krit. Studie hrsg. von Friedr. M. Kircheisen. 246 S. Leipz., K. F. Koehler, 1920. M. 20.—. Dazu Ergänzungen im Militär.-Wochenbl. 1920, Nr. 23 u. 27.

In den Schlußbemerkungen kennzeichnet der Vf. den Mangel eines einheitlichen Oberbefehles über die drei A. des deutschen Angriffsflügels. Im Anschluß daran hebt er mit Recht die mißliche Lage hervor, in die die 3. A. dadurch geriet, daß sie beständig von der 2. und 4. A. zu Hilfeleistungen in Anspruch genommen wurde. Er ist den Forderungen nachgekommen, obwohl er selbst beständig an der eigenen Front auf feindlichen Widerstand stieß, obwohl seine Willfährigkeit die ihm unterstellte A. in 2 getrennte Gruppen zerlegte und sie ihrer größeren Aufgabe entzog, obwohl er wissen mußte, daß er auf solche Weise einen der elementarsten Grundsätze Schlieffenscher Strategie verletzte. Man hat H. die geleistete Hilfe wenig oder schlecht gedankt. Um so mehr hätte er im Sinne des Altmeisters, der große Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte, davon absehen und unentwegt nur das ihm gestellte Ziel erstreben sollen. Eigene durchschlagende Erfolge würden die bedrängten Nachbararmeen am wirksamsten entlastet haben. Am 9. Sept. war H. an seiner Front durchaus Herr der Lage. Der Durchbruch durch die feindliche Linie war nur noch eine Frage von wenigen Stunden. Daß dadurch, wie er meint, „der weitere Verlauf der Gesamtoperationen auf eine neue Grundlage gestellt worden wäre", ist nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnis nicht zu bezweifeln.

Eine aktenmäßige, sachliche und aufschlußreiche Darstellung der bewunderungswürdigen Taten der 1. A. verdanken wir der Feder des Generalobersten v. Kluck[1]). In 4 Abschnitten schildert der kühne, erfolgreiche Führer ihre Unternehmungen in Belgien und Nordfrankreich, ihr „Einschwenken gegen die feindlichen Hauptkräfte" und die Schlacht am Ourcq. Aus dem reichen Inhalt des übersichtlich angelegten Buches seien einige interessante Ergebnisse mitgeteilt. Die der 1. A. angegliederten beiden (3. u. 4.) Reservekorps waren nur dürftig mit Maschinen-Gewehr-Kompagnien ausgestattet, während ihnen die schwere Artillerie gänzlich fehlte. Auch Kl. verficht, wie der Generalstäbler (S. 16 ff.) und andere Autoren, die Meinung, daß die 1. A. in der Lage gewesen wäre, wenn sie nicht zeitweilig ihrer Selbständigkeit beraubt worden wäre, die engl. Armee am 23.—25. Aug. vom Westen her erdrückend zu umfassen, sie unter Abdrängung von Maubeuge auf die 5. frz. Armee zu werfen, dieser in den Rücken zu kommen und ihr, in Verbindung mit der 2. u. 3. A., im Raume zwischen Sambre und Maas ein Cannae zu bereiten. Der Umstand, daß die 2. A. vorzeitig (22. Aug.) zum Angriff schritt, vereitelte den Plan. Die engl. und die 5. frz. A. entzogen sich im letzten Augenblick dem drohenden Untergange.

---

[1]) A. v. Kluck, Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht. VI u. 167 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1920. M. 16.—.

Bei dem Vormarsch auf Paris gewann Kl. sehr bald die Überzeugung, daß die Kräfte der 1. A. (6 Korps u. 3 Landwehr-Brigaden) für die ihr gestellte Aufgabe bei weitem nicht ausreichten. Er verlangte daher von der OHL. eine Verstärkung von 2 Korps. Statt ihrer erhielt die 1. A. den Befehl, der 2. A. gestaffelt zu folgen. Dadurch erreichten die seit dem Überschreiten der belg. Grenze andauernden Kämpfe und Märsche der 1. A. eine Höhe der Leistungen, wie sie in der Kriegsgeschichte bisher unerhört gewesen. Am 5. Sept. ordnete ein Funkspruch der OHL. den Verbleib der 1. u. 2. A. gegenüber der Ostfront von Paris an, da der Feind starke Kräfte zur Bedrohung der rechten deutschen Flanke zusammenziehe. Nun folgte die schwierige Kehrtschwenkung der 1. A., die zur blutigen, aber für die deutschen Waffen siegreichen Schlacht am Ourcq führte. Bereits am 12. Sept. setzte der Stellungskampf der 1. A. an der Aisne ein. Eine vieltägige, krisenreiche Schlacht entspann sich. Erst das Eingreifen des in Eilmärschen herangeführten 9. Reservekorps rettete die gefährdete Lage.

General v. Kuhl[1]), bei Kriegsbeginn Chef des Generalstabes der 1. A., schildert in seinem neuesten Werke in zusammenfassender Darstellung den Marnefeldzug und die entscheidende Rolle, die dort die 1. A. zu spielen berufen war. Dabei ist „der Zusammenhang der Operationen, die Entstehung der entscheidenden Entschlüsse, die Führung im Großen in den Vordergrund“ gestellt worden. Für die Darstellung haben alle zugänglichen Quellen, auch ausländische, sorgfältigste Verwendung gefunden. Sie warden ergänzt durch persönliche Mitteilungen beteiligter Führer. Dadurch hat das Werk eine grundlegende Bedeutung für die Aufhellung eines der wichtigsten Feldzugsabschnitte gewonnen.

Nachdem der Vf. kurz die ungünstige militärische Lage Deutschlands bei Kriegsbeginn geschildert, verbreitet er sich über den Aufmarsch der deutschen Heere und ihre Kämpfe bis zur Marneschlacht, über diese selbst und den Rückzug unserer Heere vom 10. bis 13. Sept. Ausreichende Würdigung finden auch die franz.-engl. Operationen. Wir erfahren hier, daß bei Kriegsbeginn die franz. Truppen in bezug auf taktische Schulung den deutschen erheblich unterlegen waren, und daß die feindlichen Führer für den Massenkrieg nur geringes Verständnis gezeigt haben.

Dankbar zu begrüßen ist ferner die Darlegung der Entstehung des deutschen Operationsplanes und der Wandlungen, die er unter der Hand des jüngeren Moltke erfahren hat. In

---

[1]) v. Kuhl, Der Marnefeldzug 1914. Mit 2 Karten u. 18 Skizzen im Text. VI u. 266 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1921. M. 35.—, geb. M. 40.—.

einem besonderen Abschnitt (Beurteilung des „sogen. Schlieffenschen Planes", S. 16 ff.) setzt sich der Vf. mit den bekannten Ansichten Hans Delbrücks auseinander. Man begreift nicht recht, weshalb. K. kommt dabei zu dem Ergebnis, daß uns der Erfolg versagt blieb, weil die OHL. von dem Schlieffenschen Grundgedanken abgewichen ist. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die verhängnisvolle Schwächung des Angriffsflügels. Der Verlauf der Ereignisse im Aug. und Sept. 1914 hat dem FM. recht gegeben.

In den ersten Septembertagen marschierte die 1. A. an Paris vorbei und sicherte Rücken und Flanke gegen die riesige Festung nur durch schwache, überdies hart mitgenommene Kräfte, wie das 4. Reservekorps und die 4. Kav.-Div. Über die Motive zu diesem ungewöhnlichen Schritte geben weder das vorliegende Werk noch Kluck (S. 22) befriedigenden Aufschluß. Es steht jedoch ohnehin fest, daß die OHL., dem Zentrum der Entscheidung entrückt und über die Vorgänge an der Front nur mangelhaft unterrichtet, in ihren Befehlen die notwendige Klarheit und Bestimmtheit vermissen ließ. So war das AOK. I, überdies in völliger Unkenntnis über die Lage an den übrigen Fronten, gezwungen, auf eigene Faust Entschlüsse zu fassen. In dem Augenblick, da es die von Paris drohende Gefahr in ihrem ganzen Umfange erkannte, schritten Kluck und sein Generalstabschef mit geradezu vorbildlicher Umsicht, Energie und Folgerichtigkeit zur Tat. Das den deutschen Heeren drohende furchtbare Verhängnis ward abgewendet. Im Begriff, die bei ihm liegende Entscheidung der ganzen Marneschlacht herbeizuführen, wurde Kl. durch den von dem AOK. II veranlaßten Rückzugsbefehl überrascht. Nun rächte sich abermals, wie früher bei den Augustkämpfen, der Mangel eines einheitlichen Oberbefehls.

Ein taktischer Anlaß zum Rückzug ist nicht zu ermitteln. Der rechte Flügel der 2. A. hatte zwar zurückgebogen werden müssen, wurde aber am 9. Sept. nicht sonderlich belästigt. Die Engländer gingen nur langsam vor, behutsam, ja tastend, und wagten keinen Angriff. Der linke Flügel der 2. und der sich anschließende rechte Flügel der 3. A. waren im siegreichen Vorschreiten. Der Durchbruch durch die Front der 9. frz. A. unter Foch stand in naher Aussicht. Die Umfassung der 5. deutschen A. war mißlungen. So durfte die deutsche Front alles andere eher erwarten als den Befehl zum Rückzuge. Bülow hat den Entschluß dazu selbständig gefaßt. Der von der OHL. entsandte Oberstleutnant Hentsch, obwohl mit weitgehenden Vollmachten versehen, hat ihm nicht widersprochen. In so fern ist er von Schuld nicht freizusprechen. Beide haben die wirkliche Lage der angeblich bis zur „Schlacke" ausgebrannten 2. A., besonders auch die Verhältnisse bei der 1. A., nicht erkannt. — Nachdem die 2. A. den Rückzug angetreten

hatte, war er auch für die anderen Heere unvermeidlich geworden. Zu bedauern bleibt bei alledem, daß es, wie der Vf. berichtet (S. 233), bei der 1. A. nicht zum „letzten Druck“ gekommen ist, „um Maunoury endgültig aus dem Felde zu schlagen“.

Im Anschluß hieran schildert der Vf. den Rückzug der beiden rechten Flügelarmeen hinter die Aisne. Die merkwürdige Idee der OHL., am 9. Sept. mit dem linken Flügel der deutschen Heere (3., 4. u. 5. A.) angriffsweise vorzugehen, während der rechte zurückging, hatte, wie K. überzeugend darlegt, keinerlei Aussicht auf Erfolg.

Eine eindrucksvolle Darstellung der Tätigkeit der 6. und 7. A. an der Mosel schließt das gehaltvolle Werk. Es ist schmerzlich, feststellen zu müssen, daß deren Verhalten die Katastrophe auf dem rechten Flügel gefördert hat. Ihr Angriff auf die Festungslinie Nancy—Toul—Epinal, vor dem Schlieffen dringend gewarnt hatte, war nutzlos verpufft. Mit unfehlbarer Sicherheit hatte Schlieffen die Entwicklung der Dinge auf diesem Frontabschnitt vorausgesehen. Weder konnten hier namhafte feindliche Kräfte gebunden werden, noch waren unsere Armeen in der Lage, rechtzeitig ausreichende Kräfte zur Verstärkung des gefährdeten rechten Flügels abzugeben. Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Literatur zur Geschichte Finnlands [1]).

I.

Vor einigen Jahren hatte ich in den „Mitteilungen“ (Bd. 43, S. 290 f.) darauf hingewiesen, daß man sich in deutscher Sprache über die geschichtlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse keines einzigen nordeuropäischen Landes so gut zu unterrichten vermag, wie über die des „Großfürstentums“ Finnland. Meine damalige Äußerung gilt in noch weit höherem Grade für die heutige Zeit. Die Ereignisse des Weltkrieges, namentlich die wirksame Beteiligung deutscher Truppen an der Befreiung Südfinnlands vom Roten Terror (1918), haben die beiden Völker, die schon seit den Tagen der Hanse in regen kulturellen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zu-

---

[1]) In den hier besprochenen deutschen Schriften werden die Ausdrücke „finnisch“ und „finnländisch“, „Finnen“ und „Finnländer“ häufig als gleichbedeutend angewandt. Das ist nicht richtig. Man muß „finnländische Nation“, aber „finnische Sprache“ sagen. Die „Finnländer“ gehören zwei verschiedenen Rassen an; man hat deshalb, ähnlich wie man von „Deutsch-Österreichern“ redet, zwischen „Schwedisch-Finnländern“ (oder „Finnlandschweden“, im Gegensatz zu „Reichsschweden“) und „Finnisch-Finnländern“ (oder „Finnen“) zu unterscheiden.

einander standen, noch enger und freundschaftlicher miteinander verknüpft, in weiten Kreisen Deutschlands das Interesse für das kulturell so hochstehende finnländische Volk, unsern einzigen treuen Freund in der ganzen Welt, noch erheblich gesteigert und demgemäß eine weitere Bereicherung der ohnehin schon so stattlichen deutsch-sprachigen Finnland-Literatur durch wertvolle Schilderungen, Nachschlagewerke usw. herbeigeführt.

Eine ausgezeichnete, durch statistische Tabellen usw. unterstützte Übersicht über Finnlands geographische, ethnographische, soziale, politische, wirtschaftliche und kulturelle Zustände in jetziger Zeit (bis August 1918) gibt der frühere Helsingforser Universitätslehrer Öhquist[1]), zur Zeit Attaché der finnländischen Gesandtschaft in Berlin. Besonders eingehend sind die Literatur, die Kunst und die Musik behandelt. Dagegen ist die Geschichte des Landes nur kurz gestreift, was darauf beruht, daß der Vf. dieses Thema in einer anderen, später noch zu würdigenden Schrift bereits ausführlich behandelt hat.

Wer einen kurzen, aber guten Überblick über Finnlands Geschichte bis zum Sommer 1918 gewinnen will, dem sei ein Schriftchen des Helsingforser Universitätsprofessors Uno Lindelöf[2]) empfohlen. Im Mittelpunkt der flüssig geschriebenen, ehrliche Sympathie für die deutsche Kultur und warme Dankbarkeit für die deutschen Befreier verratenden Darstellung steht hier die geschichtliche Entwicklung. Doch sind auch dankenswerte Angaben über Land und Leute, Handel und Wandel, Bildungs- und Wirtschaftswesen usw. geschickt in die Darstellung verwoben. Die Ausführungen des Vf.s, eines überzeugten Schwedisch-Finnländers, über die finnländische Nationalitätenfrage (S. 30 ff.) erleichtern das Verständnis dafür, daß Schwedisch-Finnländer und Finnisch-Finnländer sich jetzt einmütig der vom Reiche Schweden geplanten Aneignung der geographisch, historisch, politisch und wirtschaftlich zu Finnland gehörenden Ålandsinseln widersetzen. Verdienstlich ist ferner u. a. die Erwähnung (S. 36) der in Deutschland vielfach noch immer unbekannten Tatsache, daß das „Kgl. Preuß. Jägerbataillon Nr. 27", das während des Weltkrieges an unserer Ostfront kämpfte, ausschließlich aus finnländischen Freiwilligen bestand. Auch in anderen deutschen Truppenteilen haben, beiläufig bemerkt, damals mehrere Finnländer mitgefochten; die wenigen Finnländer, die im Weltkriege auf der Seite der En-

[1]) Johannes Öhquist, Finnland. (Aus Natur u. Geisteswelt, 700. Bdch.). Kl. 8°. 119 S. Leipz., Teubner, 1918. Geb. M. 1.50 u. 50 % Zuschl.

[2]) U. Lindelöf, Finnland. (Unterm Eisern. Kreuz 1914—18. Kriegsschr. d. Kaiser-Wilh.-Dank, 126./127. Heft.) 8°. 56 S. Berlin, Kameradschaft W. 35., o. J. [1919]. M. 1.—.

tente kämpften, waren nahezu sämtlich Bewohner der Ålandsinseln.

Auch von deutscher Seite liegt ein vortreffliches Büchlein über Finnland [1]) vor. In erster Linie wohl für die Mitglieder des deutschen Expeditionskorps des Generals Grafen Rüdiger v. d. Goltz bestimmt, bietet es eine knappe, aber auf guter Sachkenntnis beruhende Schilderung des Landes und seiner Bewohner, seiner wirtschaftlichen Zustände und Entwicklungsmöglichkeiten, seiner kulturellen Verhältnisse und historischen Schicksale. Für die Stimmung der finnländischen Bauern während des Weltkrieges war es, wie der Vf. (S. 41) erzählt, recht bezeichnend, daß sie beim Eintreffen deutscher Siegesnachrichten jedesmal zu sagen pflegten: „Unsere Truppen haben wieder einmal gesiegt". — Zu verbessern ist S. 43 die Angabe, die „erste Regierung" Finnlands nach der russischen Märzrevolution von 1917 sei „eine völlig sozialistische" gewesen. Sie bestand vielmehr je zur Hälfte aus Sozialisten und Bürgerlichen.

Schließlich ist noch die fesselnde Beschreibung Finnlands aus der Feder des Finnländers Lampén [2]) zu nennen. Das mit vielen Abbildungen geschmückte, „unseren Freunden, den Deutschen", gewidmete Büchlein gibt einen guten Überblick über Finnlands Natur, die Sitten seiner Bewohner, seine Haupterwerbszweige, seine Geschichte und Kultur in Vergangenheit und Gegenwart. Der große wirtschaftliche und kulturelle Einfluß Deutschlands auf Finnland seit dem Ma. wird mehrfach hervorgehoben. Manchem Leser der „Mitteilungen" dürfte es unbekannt sein, daß die Finnen, die zu allererst mit den „Sachsen" der Hansestädte in nähere Berührung kamen, den Deutschen noch heute als „Saksa" bezeichnen, daß dieses Wort noch jetzt in Ostfinnland schlechthin „Händler" oder „Kaufmann" bedeutet, daß das Wort „Hansa" in der Form „Kansa" (= Volk) in die finnische Sprache übergegangen sein soll [3]), daß die stattlichen Gebäude der Universität, der Nikolaikirche und des Senatspalastes in Helsingfors den Entwürfen des seit 1816 in Finnland lebenden Berliner Architekten Joh. Carl Ludw. Engel (1778—1840) ihren Ursprung verdanken. Erhöht wird der Reiz der L.schen Darstellung noch durch eine bilderreiche und poetische Ausdrucksweise, wie sie dem Finnisch-Finnländer häufig eigen zu sein pflegt. — Beigefügt ist eine gute Karte mit finnischem Namenverzeichnis.

---

[1]) Rich. Pohle, Finnland. (Schützengr.-Bücher für das dtsch. Volk, Nr. 105.) 12°. 47 S. Berlin, K. Sigismund, 1918. M. 0.20.

[2]) Ernst Lampén, Finnland, Suomi. E. kurze Darstellung für uns. Freunde, d. Deutschen. Mit 62 Abb. u. 1 Karte. Gr. 8°. 64 S. Helsingfors, Verl.-Ges. Otawa, 1918. Fm. 2.50.

[3]) Ganz neuerdings (1920) sucht Herm. Jacobsohn (Hans. Geschichtsblätter, 45. Jahrg., S. 71—101) den Nachweis zu führen, daß „Hansa" vom finnischen „Kansa" herstamme, also ein germanisches Lehnwort aus dem Finnischen sei.

Während die bisher erwähnten Schriften, infolge ihrer geringen Seitenzahl, sich im wesentlichen auf eine skizzenhafte Behandlung des Stoffes beschränken müssen, hat dieser in einer umfangreichen Veröffentlichung der finnländischen Regierung über das heutige Finnland[1]) eine vielfach eingehende, z. T. sogar erschöpfende Bearbeitung gefunden. Das Werk ist in 7 Abschnitte — Natur; Volk; Wirtschaftsleben; Soziale Fragen; Geistige Kultur; Staatswesen; Geschichte — mit vielen Unterabteilungen gegliedert. An der Ausarbeitung sind nahezu 60 verschiedene Verfasser, anscheinend fast sämtlich Finnisch-Finnländer, beteiligt gewesen. Bei der Darstellung ist im allgemeinen das historische Prinzip durchgeführt, d. h. die geschichtliche Entwicklung in den Vordergrund gestellt. In dem vortrefflichen Abschnitt „Wirtschaftsleben" (S. 118—393) erfährt man u. a. (S. 294), daß die finnländischen Städte im Ma. meist deutsches Gepräge hatten, daß es damals z. B. in Åbo unter den bürgerlichen Namen 110 deutsche gegen 94 schwedische und 58 finnische gab, daß die dortigen Großkaufleute in der Regel deutscher Abstammung waren, und daß in Wiborg (vgl. S. 344) die Verhältnisse ähnlich lagen. Auch die Abschnitte „Soziale Fragen" und „Staatswesen" bieten hohes Interesse; die neue Verfassung vom Sommer 1919 ist bereits berücksichtigt. Im Abschnitt „Geistige Kultur" sind die Unterabteilungen über Unterrichtswesen, Architektur, bildende Künste, Literatur und Tonkunst ausgezeichnet, die über „Universität" und „Wissenschaftliche Gesellschaften" dagegen ziemlich dürftig. Vor allem vermißt man hier mehrere Namen von in Deutschland besonders bekannten finnländischen Kulturträgern, wie z. B. die des Mediziners R. Tigerstedt und des Historikers M. G. Schybergson. Der Abschnitt „Geschichte" ist zuverlässig, aber allzu chronikartig, mit auffallend breiter Behandlung der Prähistorie und des frühen Ma. — Dankenswert sind die beigefügten vielen Abbildungen, ferner die z. T. schon bis in die Zeit des Weltkrieges reichenden statistischen Tabellen und eine große Karte des Landes. Das Register ist für die Personennamen nicht vollständig. Jedenfalls ist das Werk, alles in allem, eine hervorragende und hochverdienstliche Leistung.

Eine übersichtliche, durch Karten, Diagramme und viele Abbildungen erläuterte Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse des soeben besprochenen Buches, besonders hinsichtlich der heutigen wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse Finnlands, liefert ein kürzlich vom Statistischen Zentralamt

---

[1]) Finnland im Anfang d. 20. Jahrh., hrsg. im Auftr. d. Ministeriums d. ausw. Angelegenheiten. Mit 88 Abb. u. 1 Karte. Lex.-8⁰. XV u. 672 S. Helsingf., Finn. Lit.-Ges. (Komm.-Verl. Otto Harrassowitz, Leipzig), 1919. M. 36.—.



des Landes veröffentlichtes Prachtwerk [1]). — Wer über die hier mitgeteilten statistischen Ergebnisse, die z. T. schon die durch den Weltkrieg hervorgerufenen Veränderungen berücksichtigen, sich näher unterrichten will, findet im letzten Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs für Finnland [2]) die gewünschten Einzelheiten. Ich weiß nicht, ob M. Kovero, der neue Direktor des dortigen Statistischen Zentralbüros, gleich seinen Vorgängern Karl Ignatius und Aug. Hjelt aus dem Stande der Historiker hervorgegangen ist, möchte aber jedenfalls die erfreuliche Tatsache feststellen, daß auch dieser Band die geschichtliche Entwicklung stets in Betracht zieht und deshalb ein wertvolles Nachschlagebuch für den Historiker bildet. Für den Ausländer wird die Benutzung, wie früher, durch den zweisprachigen Text (Schwedisch und Französisch) bedeutend erleichtert. — Recht interessant ist ein Vergleich der in dieser Publikation angeführten statistischen Zahlen mit denen in der deutschen Schrift Wetterhoffs [3]), die — neben einer Übersicht über Finnlands politische Entwicklung in den letzten Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges — statistische Angaben über die damalige wirtschaftliche und finanzielle Lage des Landes enthält.

Wie gewaltige politische Veränderungen sich in Finnland während des Weltkrieges vollzogen haben, das geht indirekt aus einer größeren Arbeit hervor, die der frühere finnländische Ministerpräsident, Prof. Erich, 1912 über das Staatsrecht seines Vaterlandes veröffentlicht hat [4]). Obwohl vor kaum einem Jahrzehnt erschienen, ist dieses Buch inhaltlich in vielen Abschnitten durch die Ereignisse bereits überholt. An die Stelle eines „Großfürstentums“ ist eine „Republik“, an die Stelle der alten Grundgesetze von 1772 und 1789 die neue Verfassung von 1919 getreten. Nur die Landtags- (jetzt: Reichstags-) Ordnung von 1906 ist in Kraft geblieben. Ungeachtet aller dieser Umwälzungen ist das vortrefflich geschriebene Werk, das — im Gegensatz zu der in Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts 1889 veröffentlichten Arbeit L. Mechelins über dasselbe Thema — mehr den Standpunkt der deutschen Staatsrechtler vertritt (der Vf. ist ein Schüler

---

[1]) Die Republik Finnland. E. wirtsch. u. finanz. Übersicht. Hrsg. v. dem Statist. Zentralamt. Mit 226 Abb. und 1 Karte. 30 × 22 cm. 77 S. Helsingf., Öflund & Petersson, 1920.

[2]) Statistisk Årsbok för Finland. Neue Serie. 17. Jahrg. 1919. Hrsg. v. Statist. Zentralbüro. Gr. 8⁰. XXI u. 285 S. Helsingfors, Statsrådets tryckeri, 1920. Fm. 20.—.

[3]) Friedr. Wetterhoff, Finnland im Lichte d. Weltkrieges. Lex.-8⁰. 21 S. Berlin, Jul. Sittenfeld, 1918.

[4]) Rafael Erich, Das Staatsrecht d. Großfürstentums Finnland (Suomi). (Das öffentl. Recht d. Gegenwart, hrsg. von Huber, Jellinek, Laband usw., 18. Bd.). Lex.-8⁰. XI u. 243 S. Tübing., J. C. B. Mohr (P. Siebeck), 1912.

Jellineks), noch heute von größtem Wert. Namentlich bietet es dem deutschen Historiker ein bequemes Hilfsmittel, um die verfassungsrechtlichen, politischen und administrativen Zustände Finnlands während der sogen. Russifizierungszeit genauer kennenzulernen.

Zu guterletzt sei noch die hübsche Sammlung von Proben aus der finnischen und schwedischen Dichtung Finnlands erwähnt, die Öhquist herausgegeben und z. T. auch selbst übersetzt hat [1]). Die mitgeteilten Fragmente aus dem weltberühmten finnischen Nationalepos „Kalewala", aus dem finnischen Volksliederzyklus „Kanteletar" usw. gewähren einen guten kulturgeschichtlichen Einblick in den Charakter der Finnisch-Finnländer in Vergangenheit und Gegenwart. Auch die aus dem Schwedischen übersetzten finnländischen Dichtungen, die häufig geschichtliche Stoffe behandeln, atmen eine warme Vaterlandsliebe. Manchmal glaubt man, der Geist Ernst Moritz Arndts sei in diesen Versen wieder lebendig geworden. Man lese z. B. die Bruchstücke aus dem bekannten Epos Joh. Ludw. Runebergs, das die Zeit des schwedisch-russischen Krieges von 1808/9 schildert. Auch die spätere Landesgeschichte wird wiederholt behandelt, so beispielsweise in der anscheinend auf die finnländischen Zensurverhältnisse anspielenden geistvollen Satire „Herr Meyer" des Historikers und Dichters Z. Topelius und in Hj. Procopés prächtigem Gedicht „Finis Finlandiae" aus der schlimmsten Zeit der Russifizierung (1910). Leider hat der Hrsg. das Abfassungsjahr nie genannt und meist auch auf eine Erläuterung des Textes verzichtet, was öfters, z. B. auch in dem Gedicht „Sveaborg" (S. 96 ff.; gemeint ist der dortige Festungskommandant C. O. Cronstedt), den Inhalt für die meisten deutschen Leser nicht recht verständlich macht. — S. 130 muß es „1818" statt „1887" heißen. — In einer hoffentlich recht bald erscheinenden 2. Aufl. der Sammlung wäre auch der junge finnische Dichter V. A. Koskenniemi (geb. 1885), der Vf. der „Finnischen Wacht am Rhein", mit einigen Proben seiner Verskunst zu berücksichtigen.

Im nächsten Heft werde ich eine kurze Übersicht über die stattliche Literatur zur Geschichte Finnlands während des Weltkrieges geben. Eine besonders eingehende Würdigung verdienen in dieser Hinsicht die auch für die damalige deutsche Geschichte außerordentlich aufschlußreichen Schriften des Generals Grafen Rüdiger v. d. Goltz und des mit Ludendorff befreundeten finnländischen Gesandten Prof. Dr. Edv. Hjelt.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

---

[1]) Aus d. Versdichtung Finnlands. Hrsg. v. Joh. Öhquist. (Ostsee u. Ostland, hrsg. v. O. Grautoff. 2. Reihe: Finnland. 1. Bd.). Gr. 8°. 177 S. Charlottenbg., Fel. Lehmann G. m. b. H., 1918. M. 4.50.

Paul, Hermann, Aufgabe u. Methode d. Geschichtswissenschaften. Gr. 8°. III u. 57 S. Berlin, Verein. wissensch. Verleger, 1920. M. 3.75.

Mit ein paar umschreibenden Worten läßt sich der, auch z. B. gegenüber Rickert und W. Wundt selbständige Standpunkt, den der Münchener Altmeister der germanischen Philologie zu dem Thema einnimmt, weder bei Zustimmung noch bei Ablehnung genügend klarlegen. Wir glauben über ihn noch am besten so zu unterrichten, daß wir einige der wesentlichsten Sätze einfach mitteilen. Für P. sind „die Dinge und Geschehnisse, mit denen es die Geschichtsforschung zu tun hat, keine anderen als die auch unter die Gesetzeswissenschaften, Chemie, Physik, Physiologie und Psychologie fallenden“ und er erblickt den Unterschied bloß darin, „daß diese die einzelnen Elemente isolieren und nur nach ihrer Qualität betrachten, während die Geschichtsforschung umgekehrt festzustellen hat, welche Kombinationen sich an bestimmtem Ort und zu bestimmter Zeit gebildet haben“ (S. 14). Diese Kombinationen physischer und psychischer Vorgänge zu ordnen und zu analysieren, sie auf ihre Elemente zurückzuführen, wird als eine wichtige Aufgabe des Historikers angesprochen: diese Art von Untersuchungen hat P. schon früher »Prinzipienwissenschaft« genannt (S. 15); sie allein ermöglicht die allseitige Ausnutzung der geschichtlichen Erfahrung für ein zielbewußtes Eingreifen in die Entwicklung (S. 56). Ein wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Teil der Aufgabe (nicht besser: Methode?), nicht bloß der Gesetzeswissenschaften, sondern auch der historischen Wissenschaften besteht in der Vergleichung (S. 41); sie tritt gleichberechtigt neben die Herstellung von Kausalzusammenhängen (S. 56). In einem anderen Zusammenhange (S. 53) wird als eine Hauptaufgabe geschichtlicher Forschung angesehen, daß „sie die Kulturwerte, die frühere Generationen geschaffen haben, vor dem Untergange schützt und dieselben da, wo sie schon der Gegenwart entschwunden sind, zu neuem Leben erweckt.“ Es ist ein Gewinn, wenn man sich so „ein sympathisches Gefühl für die Vorzüge der älteren Zeit bewahrt, wodurch man sich vor der Beschränktheit und Einseitigkeit schützt, wie sie den Vorkämpfern des Neuen eigen zu sein pflegt“ (S. 54), Geschichtswissenschaft ist „notwendig zu unserer Orientierung in der Welt“ (S. 56). Sprach- und völkerpsychologische Überlegungen, bekanntere methodologische Erwägungen (die Frage nach den historischen Quellen usw.) ziehen sich durch die nicht zuletzt durch die Persönlichkeit P.s interessante und auch sonst beachtenswerte Arbeit.

Wien. Oskar Kende.

Bäseler, Gerda, Die Kaiserkrönungen in Rom u. d. Römer von Karl d. Gr. bis Friedrich II. (800—1220). 8°. XIV u. 135 S. Freiburg i. Br., Herder, 1919. M. 4.—.

Die Arbeit bietet, unter gründlicher Heranziehung aller erreichbaren Quellen, eine Untersuchung über die Stellung des römischen Volkes bzw. der Adelsfamilien zu den Kaiserkrönungen, während gewöhnlich das Hauptgewicht auf das Verhältnis von Kaiser und Papst gelegt wurde. Im allgemeinen kann man sagen, daß die uns überlieferten Berichte ebenfalls die Römer stark in den Hintergrund treten lassen. B. stellt für jede einzelne Krönung die Nachrichten zusammen, eine mühevolle, aber dankenswerte Arbeit. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß ein leitender Gedanke für das Verhalten der Römer bei den Kaiserkrönungen sich nicht feststellen läßt. Sie unterscheidet drei Epochen, 800—901 (Ludwig III.), 915 bis 1046 und 1084—1220. Die erste und dritte haben eine gewisse Ähnlichkeit miteinander, da in beiden der Gegensatz zwischen geistlichem und weltlichem Rom eine entscheidende Rolle bei den Kaiserkrönungen spielt; nur ist es in der ersten Epoche die päpstliche Beamtenaristokratie, später die römische Gemeinde, die hier in Widerstreit mit der Kurie treten. 915—1046 dagegen vereinigen die römischen Adelsgeschlechter meist die geistliche und weltliche Macht in einem Hause, so daß hier mehr der Gegensatz der Tusculaner und Crescentier das Bestimmende ist. Es sind also in erster Linie innere, römische Gegensätze, die von Einfluß auf das Verhalten der Römer bei den Krönungen waren. Wie weit etwa römisches Nationalgefühl gegenüber den Fremden dabei eine Rolle spielt, darüber sagt leider keine Quelle etwas, und doch möchte man es teilweise vermuten, vor allem bei den Crescentiern.

Jedenfalls erweitert die Arbeit unsere Kenntnis über die Kaiserkrönungen unter einem neuen Gesichtspunkt, an dem künftige Darstellungen nicht mehr vorübergehen dürfen.

Beachtenswert erscheint noch eine Anregung B.s (S. 16), einmal zu untersuchen, in welchem Zusammenhang die Hinrichtung des Primicerius Theodorus und des Nomenclators Leo nach der Krönung Lothars I. mit dem Prozeß des Klosters Farfa steht.

Berlin. F. Schillmann.

Hoppe, Willy, Markgraf Konrad von Meißen, d. Reichsfürst u. d. Gründer d. wettinischen Staates. 8°. XII u. 53 S. Dresden, Wilh. u. Bertha v. Baensch-Stiftg., 1919. M. 2.—.

Die Schrift schildert Konrads reichs- und landesfürstliche Tätigkeit und beleuchtet deren gegenseitige Beeinflussung. Ursprünglich ein kleiner Grundherr ohne Aussicht auf eine größere politische Rolle, mehrt Konrad durch glückliche Um-



stände seinen Besitz und wird als Anhänger Lothars schließlich mit der Mark Meißen belehnt. Wenn er diesem König auch treu gedient und wesentliche Dienste geleistet hat, so standen ihm doch seine eigenen Interessen im Vordergrunde. Diese aber deckten sich mit der Reichspolitik, die unter Lothar wieder stärker nach dem Osten neigte. In der ostdeutschen Politik fand auch sein Streben nach Machterweiterung Erfüllung. Während sein Verhältnis zu König Konrad kühl blieb, trat er zu König Friedrich wieder in nähere Beziehungen, die trotz seiner Gegnerschaft gegen Heinrich den Löwen Bestand hatten. Seine außergewöhnliche Stellung als Markgraf benutzte er dazu, seine landesfürstliche Hoheit zu stärken, wie er auch die aus verschiedenen anderen Quellen ihm zufließenden Gewalten zur Mehrung seiner Territorialhoheit verwendete und die nur in seiner Person dargestellte Einheit seines gesamten Gebietes zu einer wirklichen Staatseinheit zusammenzufassen suchte. Das findet einen bezeichnenden Ausdruck in der von ihm vorgenommenen Erbteilung, bei der zwischen Reichslehen und Erbgut kein Unterschied gemacht wird. Ergänzt wird diese Politik durch eine ausgedehnte Siedlungspolitik, die allerdings noch der Städtegründungen entbehrt, und durch die Förderung geistlicher Stiftungen, die ihm Herzenssache war.

Trotz dürftigen Quellenmaterials ist es dem Vf. gelungen, Konrads Persönlichkeit einigermaßen lebendig werden zu lassen und ein ziemlich eingehendes Bild seiner Tätigkeit zu zeichnen. Damit aber liefert er den Beweis, daß dem Markgrafen der Beiname des Großen nicht gebührt und daß er hinter seinen in ähnlicher Richtung strebenden Zeitgenossen Albrecht dem Bär und Heinrich dem Löwen weit zurücksteht, wenn ihm auch die Anerkennung eines tüchtigen Mannes nicht versagt werden darf. Man kann nur wünschen, daß H. mit der vorliegenden Arbeit seine Studien über die Wettiner nicht abbricht, sie vielmehr fortsetzt und, wie er geplant hatte, zu einer Geschichte der ma. Wettiner überhaupt ausbaut.

Merseburg. Friedr. Wilh. Taube.

Ruville, Albert von, Die Kreuzzüge. (Bücherei d. Kultur u. Gesch., hrsg. v. Seb. Hausmann, Bd. 5.) 8⁰. VIII u. 370 S. Mit 1 Kartenskizze. Bonn u. Leipzig, Kurt Schroeder, 1920. M. 21.—.

Das Buch fordert zu einem Vergleich mit dem Werke von Louis Bréhier: L'église et l'orient au moyen âge. Les Croisades (Paris 1907) heraus. Beide Werke haben sich zur Aufgabe gestellt, auf beschränktem Raume die gesamte Kreuzzugsbewegung für einen weiteren Leserkreis darzustellen. Allein es bestehen wichtige Unterschiede. Während Br. seine Darstellung aktenmäßig belegt — durch Fußnoten und Über-

sichten über Quellen und neuere Literatur als Einleitung zum Gesamtwerk und zu jedem Kapitel —, hat sich R. mit einem durchaus unbefriedigenden Literaturverzeichnis von 102 Nummern auf S. 348—352 begnügt. Während Br. eine möglichst konzentrierte Darstellung gegeben hat, in der man selten nach einem wichtigeren Ereignis ohne Erfolg sucht, gibt R. nur einen Umriß in großen Zügen. Während Br. zwar auch eine Tendenz hat — die kirchliche und die national-französische (siehe meine Besprechung in der Byz. Zeitschr. XVI, 618—624) —, ohne diese jedoch allzu aufdringlich in den Vordergrund treten zu lassen, hat R. seine Darstellung einer Tendenz geradezu untergeordnet. Er ist Konvertit, und so könnte man annehmen, seine Tendenz sei die katholisch-kirchliche. Allein das ist nicht der Fall. Es handelt sich vielmehr um den Pazifismus. Ob diese pazifistischen Anschauungen den Vf. nun befähigten, dem „katholischen Gedankenkreis" des Ma. und damit der Kreuzzugsidee völlig gerecht zu werden, wie das in einem Reklameheft der Verlagsbuchhandlung behauptet wird [1]), lasse ich dahingestellt. Dem Ref. will scheinen, als haben diese Anschauungen R. zu einem geschichtsphilosophischen Eiertanz genötigt, wobei er in manchmal etwas merkwürdig anmutenden Ausführungen den Gedanken variiert: Gott hat den Kreuzzügen den Erfolg versagt, weil sie, obwohl vom Papsttum begünstigt, doch als kriegerische Unternehmungen seinem Heilsplan widersprachen, und weil nach dem Herrenwort Luk. 21, 24 (nicht 21, 21) Jerusalem erst für das Christentum gewonnen werden soll, wenn das gesamte Heidentum, inbegriffen den Mohammedanismus, dem Absterben verfallen ist (vgl. S. 8 f., 14 ff., 18 f., 69, 109 f., 133, 136 f., 153, 186, 203, 282, 289, 314, 337). Man sieht, das sind für einen gläubigen Katholiken etwas bedenkliche Gedankengänge, und so fallen denn die Urteile über die päpstlichen Vertreter des Kreuzzugsgedankens auch häufig schärfer aus, als man von solcher Seite her erwarten sollte (vgl. S. 81 f., 133, 153, 171, 182, 243, 269, 299, 308, 313 f., 331 usw.).

Allein das sind Fragen, die den wissenschaftlichen Beurteiler nicht berühren. Hier handelt es sich um das rein Tatsächliche. Da habe ich nun den Eindruck, als habe R. nach guten modernen Darstellungen klar und übersichtlich gearbeitet. Eine Gabe besitzt er — ich möchte fast sagen, über Bréhier hinaus —: er versteht außerordentlich plastisch zu schildern. Während Br. im allgemeinen chronologisch

[1]) An dieser Stelle wird auch gesagt, daß R. den kolonialen Charakter der Kreuzzugsbewegung scharf betont habe. Diese Behauptung könnte falsche Vorstellungen erwecken. Tatsächlich ist dieser koloniale Charakter zwar an einzelnen Stellen geschickt ins Licht gestellt, allein eine systematische Behandlung der volkswirtschaftlichen Seite der Kreuzzüge fehlt durchaus.

referiert, liebt R. pragmatische Zusammenfassung, wobei ihm die Ausprägung leitender Gedanken meist sehr gut gelingt. Außerdem hat er augenscheinlich Verständnis für die militärische Seite seiner Aufgabe (z. B. S. 47 ff. und 273 ff.). Das Buch ist nichts weniger als langweilig, und demnach für seine Aufgabe — R. denkt in erster Linie an Studierende als Leser (S. VI) — wohl geeignet. Dafür wäre freilich Zuverlässigkeit in allen Einzelheiten erwünscht. Ob diese durchaus vorhanden ist, wage ich nicht zu entscheiden.

An einigen Stellen ergaben sich mir einige tatsächliche Unrichtigkeiten. — S. 6 ist die Darstellung der Verleihung der Schutzherrschaft über die hl. Stätten an Karl d. Gr. durch Harun-al-Raschid ungenau. Man vergleiche damit die quellenmäßig fundierte Erzählung bei Br. S. 24 f. — S. 7 liegt ein Fehler vor. Im Jahre 1048 konnte der byzantinische Kaiser Michael IV. nicht einen Vertrag über die Schutzgewalt mit dem Kalifen schließen. Denn Michael IV. regierte 1034—41. Es muß heißen: im Jahre 1036 (vgl. G. Schlumberger, L'épopée byzantine, III. Bd., Paris 1905, S. 203—204; Bréhier S. 39). Ins Jahr 1048 fällt die Vollendung der baulichen Wiederherstellung der hl. Stätten zu Jerusalem, die allerdings unter Michael IV. begonnen, aber erst unter Konstantin IX. Monomachos (1042—54) vollendet wurde. — Ob Kaiser Friedrich Barbarossa die Absicht hatte, an die Stelle französierter Seigneurien im hl. Lande kaiserliche Lehnsherrschaften zu setzen (S. 187), möchte ich in dieser schroffen Form nicht behaupten. — Daß die Verhandlungen Barbarossas mit Kilidsch-Arslan „selbstredend" eine Spitze gegen Byzanz gehabt hätten (S. 191), erscheint zu scharf formuliert. Doch läßt sich über diesen Punkt streiten. — Den Papst Innocenz III. für die Propagierung des Planes in Anspruch zu nehmen, den 4. Kreuzzug mit einer Heerfahrt gegen Ägypten zu beginnen (S. 245), kann ich nicht billigen. Nur eine Quelle (Gunther p. 78 Riant) äußert sich in dieser Richtung. Die Gegengründe hat J. Tessier, Quatrième croisade, Paris 1884, S. 51—56 auseinandergesetzt. Auch das Jahr 1199 im Zusammenhang mit dieser Idee zu nennen, erscheint mir verkehrt. Greifbare Form nahm der Gedanke erst in der Geheimklausel an, die in mündlicher Abmachung dem Überfahrtsvertrag vom April 1201 hinzugefügt wurde. — Die erste Zusammenkunft der französisch-flandrischen Kreuzfahrer fand in Ecri an der Aisne (bei Rethel) am 28. Nov. 1199, nicht „in Ecley, Dezember 1199" (S. 244) statt. — König Philipp von Schwaben als die in erster Linie treibende Kraft bei der Unternehmung gegen Konstantinopel anzusehen (S. 247, 257, 288), halte ich für irrig. Als der eigentliche Treiber erscheint mir Bonifaz von Montferrat, doch konnte er sich in den Jahren 1200/01 noch nicht für den Plan einsetzen (S. 246—247), da der junge Alexios erst im Spätfrühjahr 1202 über Ancona

nach Rom gekommen zu sein scheint. — S. 249 f. sind die Angaben über die Verhandlungen wegen der Wiedereinsetzung Alexios' III. in Konstantinopel nicht in allen Einzelheiten genau angegeben. — Zu S. 253 ist zu bemerken, daß Kreta schon in Corfu dem Markgrafen Bonifaz versprochen wurde. — Statt der Namensform „Nikolaus Cannabé" (ebenda) würde ich Kanabos schreiben. — Die Wahl des Kaisers Balduin fand am 9. (nicht 1., s. S. 255) Mai 1204 statt (vgl. meine Geschichte des Lateinischen Kaiserreiches, Homburg v. d. Höhe, 1905, S. 5).

Es ist wohl möglich, daß sich bei genauerer Durchsicht noch ähnliche Verstöße finden ließen. Allein man beachte, daß es sich dabei nur um Nebendinge handelt. Der Darstellung als Ganzes betrachtet geschieht damit kein Abtrag, und so bleibt das Urteil bestehen, daß in dem Buche eine interessante und gut, z. T. glänzend geschriebene Behandlung der gesamten Kreuzzugsgeschichte vorliegt.

Homburg v. d. Höhe. E. Gerland.

Ficker, Johannes, Martin Bucer. Ein Vortrag. Bilder z. sein. Leben u. Wirken u. aus d. Kreise s. Zeitgenossen. Mit 5 Abb. u. 7 Tafeln. 8°. 63 S. (Quellen u. Forsch. z. Kirchen- u. Kulturgesch. von Elsaß-Lothringen, hrsg. v. Joh. Ficker. 5. Heft.) Straßburg, Karl J. Trübner, 1917. M. 2.50.

Der hier im Druck festgehaltene, 1914 gehaltene Vortrag sollte dazu dienen, für ein Bucerdenkmal zu werben, das man im Reformationsjubeljahr 1917 in Straßburg zu errichten gedachte. Straßburg hätte eine Dankesschuld gegen den Mann abgetragen, der die Reformation in der ehrwürdigen freien Reichsstadt zum Siege geführt hat. Der kurz nach gehaltenem Vortrag ausgebrochene Weltkrieg und dessen Ausgang haben den Plan auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. In Buchform möge das einst gesprochene Werbewort inzwischen weiterwirken und der Bucersache neue Freunde gewinnen. In seiner neuen Einkleidung ist der Vortrag, der ein in großen Zügen und kräftigen Strichen entworfenes lebensvolles Bild der Persönlichkeit Bucers darstellt und die Bedeutung seines Wirkens ins Licht setzt, ferner die Erläuterung der vorgeführten Bilderreihe darbietet, durch auf den Gegenstand ebenfalls sich beziehende Zutaten erweitert worden. An die Bildergruppe, die geschichtliche Stätten aus Bucers Leben, geschichtlich wertvolle Druckerzeugnisse jener Zeit und zuletzt die Persönlichkeiten vorführt, die in Bucers Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben, sind „Bilder im weiteren Umkreis" angeschlossen worden, Bilder von Persönlichkeiten und Städten, die überhaupt in Beziehung zu Bucer getreten sind, und Angabe von Re-

formationsdrucken aus der Zeit von Bucers Straßburger Wirken. Dadurch, daß der Vf. Herkunft und Fundort der Bilder ausführlich angibt und wichtige geschichtliche wie kunsthistorische Hinweise dabei bietet, wird das Ganze im Verein mit dem Worte des Vortrags zu einem wertvollen Beitrag zur Bucerforschung. Einige charakteristische Abbildungen aus der Bilderreihe geben dem Buche einen würdigen Abschluß.

Mülhausen (Els.), jetzt Müllheim (Baden).

Emil Herr.

Barge, Herm., Florian Geyer. Eine biogr. Studie. (Beitr. z. Kulturgesch. d. Ma. u. d. Renaiss., hrsg. v. Walter Goetz, Bd. 26.) 8°. IV u. 39 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1920. M. 3.— u. Zuschl.

Als Max Lenz in seinem Aufsatze über den fränkischen Bauernführer (Pr. Jb. 1896) die Legende zerstörte, die „romantische Poeten“ und ein Historiker, „der zu ihnen zu rechnen ist“, um seine Lebensschicksale gewoben hatten, hielt er die vorhandenen Quellen nicht für ausreichend, um zu entscheiden, was den Ritter Florian Geyer bewogen habe, ein Bauernbruder zu werden. B. hat nun die spärlichen alten und einige neu bekannt gewordenen Zeugnisse nochmals sorgfältig geprüft und versucht, von ihnen aus — unter Berücksichtigung der Anschauungen, die das Denken der fränkischen Ritterschaft beherrschten — zu einer einheitlichen Auffassung seines Wesens zu gelangen. Z. T. über Lenz hinausgehend, z. T. im Gegensatze zu ihm, kommt er zu folgendem Ergebnis: Geyer hat sich freiwillig, nicht aus Abenteuertrieb, auf die Seite der Bauern gestellt, weil ihm das Treiben seiner ritterlichen Standesgenossen verhaßt und er der Sache des Evangeliums leidenschaftlich ergeben war. Er ist Miturheber jener „neuen Ordnung“ vom 27. April 1525, die seine Gesinnungen widerspiegelt. Er wollte die Ritterburgen zerstören und die Vormachtstellung der Kirche brechen; aber im Hintergrunde stand der Gedanke der „Reformation“, für die das Evangelium die Richtlinien abgeben sollte. Rechtsgleichheit für alle Stände schwebte ihm als leitender Gesichtspunkt vor. Aber er mußte erkennen, daß in der Aufstandsbewegung unreine Hände am Werke waren. Er scheiterte an den nicht nach Gebühr eingeschätzten Widerständen, die von den Mächten des wirklichen Lebens ausgingen — der tragische Zug in seiner Persönlichkeit.

Die Abhandlung ist Gerh. Hauptmann zugeeignet, der Geyer als ehrlich überzeugten, ideal gesinnten Vorkämpfer für eine gerechtere Ordnung der Dinge in den Grundzügen richtig gezeichnet habe. Man kann dem zustimmen, aber doch Lenz' „starke Ausfälle gegen die unholde Hauptmannsche

Dichtung“ nicht für wesenlos halten. Für die Geschichte ist das unerheblich; die Studie von B. aber ist für die Forschung zweifellos ein Gewinn.

Berlin-Steglitz. Wilhelm Ehlers.

Ischer, Th., Die Gesandtschaft d. protestant. Schweiz bei Cromwell u. den Generalstaaten d. Niederlande 1652—54. 8°. 113 S. Bern, A. Francke, 1916. M. 2.80.

Der Krieg zwischen den beiden protestantischen Mächten England und Holland erregte natürlich die Besorgnis der übrigen Konfessionsverwandten. Was sollte aus ihnen, der bedrohlichen katholischen Welt gegenüber, werden, wenn jene sich zerfleischten? Nach einigem Zögern beschloß die Schweiz, einen Vermittlungsversuch zu machen. Der Schaffhausener Stadtschreiber Stokar wurde herübergesandt. Was er erreichte, war wohl weniger, als er und seine Auftraggeber glaubten. Wertvoll sind aber die Einblicke in die schweizerischen, englischen und holländischen Verhältnisse jener Zeit.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull †.

Fränzel, Walter, Deutschland im Jahrh. Friedrichs d. Gr. u. d. jungen Goethe. (Hilfsbücher f. Volkshochschulen, 2. Heft.) 8°. VIII u. 161 S. Gotha, F. A. Perthes A.-G., 1921. M. 8.—.

Die Bildung von Volkshochschulen hat dem Historiker, und zwar mehr dem lehrenden als dem forschenden, eine Fülle neuer Aufgaben gestellt. Wie Fr. die Lösung der Frage versucht, erwachsenen Menschen, die doch mit bestimmten Voraussetzungen und anderen Erwartungen, als das jugendliche Denken und Fühlen sie hegt, an einen geschichtlichen Stoff herantreten, eine so hervorragende, vielfach verwickelte Epoche deutschen und europäischen Geistes in großen Zügen und doch zugleich bis ins einzelne gehend deutlich und gleichzeitig für die Entwicklung des geschichtlichen Urteils wirksam zu machen, erhellt schon aus der Gruppenbildung der Kapitelüberschriften: Frankfurt a. M.; Kaiser und Reich; An den Höfen der Fürsten; Frömmigkeit und Vernunft; Natürlichkeit und Lebensgenuß; Gefühl und Leidenschaft; Weimar. — In dem farbigen Bilde gibt Goethes „Wahrheit und Dichtung“ gleichsam den Stamm ab, dessen tief rückwärts liegende Wurzeln und wieder bis in unsere Tage vorwärts führende Äste mit Sicherheit und Geschick aufgewiesen werden.

Besonderen Ton legte Fr. in seinem Kurse wohl auf die gelegentliche Beleuchtung einfacherer geschichtsphilosophischer Fragen; aber gerade diese Bemerkungen fallen leider in seiner

Darstellung so knapp aus, daß sie doch nur anhängselhaft und deshalb zu flach wirken. Wenn Fr. einigemal zu sehr ins Sprechmäßige verfällt, um nicht zu sagen, dem allzu Alltäglichen sich anpaßt, so ließe sich dies bei einer Überarbeitung leicht beseitigen. Im ganzen ist die besondere stilistische Aufgabe, einer solchen Hörerschaft bedeutende Zustände und Personen lebendig, geschichtliches Sein und Werden anschaulich zu machen, als gelungen zu betrachten, und die angewendete Form für Darbietungen weiterer Perioden zu empfehlen.

Berlin-Zehlendorf. Walter Hecht.

Georg Forsters Tagebücher. Hrsg. v. Paul Zincke u. Albert Leitzmann. (Deutsche Literaturdenkm. d. 18. u. 19. Jh. 3. F. Nr. 29.) 8°. XLV u. 436 S. Berlin, B. Behr, 1914. M. 10.—.

Georg Forsters Briefe an Christian Friedr. Voß. Hrsg. v. Paul Zincke. Gr. 8°. VII u. 265 S. Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1915. M. 8.—.

Zincke, Paul, Georg Forster nach sein. Originalbriefen. I. Textkrit. Teil: Grundriß zu einer hist.-krit. Ausg. von G. Forsters ges. Briefen mit bes. Berücksichtigung d. Fälschungen Ludw. Ferd. u. Therese Hubers. II. Biogr.-hist. Teil: Georg Forsters Ehetragödie. Gr. 8°. XV, 207 u. 319 S. Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1915. M. 15.—.

Über Georg Forsters, des Weltreisenden, Schriftstellers und Politikers, handschriftlichem Nachlaß hat kein guter Stern gewaltet. Für sein wissenschaftliches Hauptwerk, die „Descriptio plantarum maris Pacifici“, fand sich kein Maecen zur Tragung der hohen Editionskosten. Aus der Fülle der für die Geistes- und Seelengeschichte der Epoche so aufschlußreichen Lebensdokumente veröffentlichte die Witwe, Therese Huber geb. Heyne, 1829 eine lückenhafte Auswahl. 1877 folgte Hettner mit einer Ausgabe von Forsters Briefen an seinen vertrautesten Freund S. Th. Sömmering — einem Buche, das nach Alfr. Doves sogleich geführten Nachweis von Verlesungen, willkürlichen Auslassungen, falschen Datierungen wimmelte. (Dove, Ausgewählte Schriftchen, S. 478 ff.)

Es ist das Verdienst Leitzmanns, der 1891 in Wernigerode einen großen Teil Forsterscher Papiere und Briefschaften aus dem Nachlaß seines Stiefsohnes V. A. Huber auffand und erwarb, mit der wissenschaftlich-kritischen Herausgabe seiner Schriften einen verheißenden Anfang gemacht zu haben. L. veröffentlichte „Briefe u. Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein“ (Halle 1893), Briefe Forsters an den Verleger Spener, an Nicolai, Reuß, Heyne u. a. (Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen, Bd. 84—93), sowie Stücke „Aus dem

Nachlaß von Georg Forster" (Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch., Bd. 5) und „Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forster" (Literaturdenkm. d. 18. u. 19. Jh., 46/47).

Leider wurde L. dann durch andere Aufgaben in Anspruch genommen, bis nach 20 Jahren die Gewinnung eines Mitarbeiters in Paul Zincke das Werk wieder in Fluß brachte. Von den vorliegenden 4 Bänden ist der 1. noch von L. mit herausgegeben. L. hat ein 1777 geschriebenes Reisetagebuch-Fragment knapp eingeleitet und kommentiert. Die Reise führte den 23jährigen Forster von London nach Paris. Die Aufzeichnungen zeigen frische Beobachtungsgabe und jugendlich-unbefangenes Urteil. Der junge Naturforscher spottet über das dürftige physikalische Kabinett in Paris, naht sich aber mit Ehrfurcht Benjamin Franklin, dem „silberhaarigen Philosophen der westlichen Welt". Weit entfernt von dem Verständnis, das er später als Erster für die Gotik des Kölner Domes erwies, wirft er von Notre-Dame aus spöttische Blicke auf „unsere modernen Goten in England".

Umfangreicher ist ein 2. Tagebuch von Forsters Reise von Cassel nach Wilna, die er 1784 zum Antritt seiner Professur an der reorganisierten polnisch-litauischen Universität unternahm. Zincke hat es mit einer, das Wesentliche des Inhalts heraushebenden Einleitung und einem mit staunenswertem Fleiße zusammengetragenen Kommentar versehen. Das Tagebuch selbst zeigt Forsters vielseitiges Interesse, auch für die Realien, das ihn unter den schöngeistigen Zeitgenossen auszeichnete, seine schnelle Beobachtungsgabe, seine große Aufrichtigkeit bei Niederschrift der eigenen wechselnden Stimmungen und Gefühle. Das markanteste Stück, die Audienz bei Joseph II., die dessen Denk- und Sprechweise packend wiedergibt, ist freilich längst bekannt: F. hat sie wörtlich in einen Brief an Sömmering übernommen. (Tagebücher, S. 168 ff.; vgl. Briefwechsel mit Sömmering, S. 195 ff.) Neu ist manches zur Kenntnis der Wiener adligen und wissenschaftlichen Zirkel, manches zur Geschichte Polens, so eine pikante Charakteristik Fürst Adam Kasimir Czartoryskis, die F. im Wielopolskischen Hause, vielleicht vom Marquis oder der Marquise selbst, gegeben wurde (S. 209). — Das Fragment eines 3. Tagebuchs von 1795 ist unbedeutend.

Die von Zincke herausgegebenen Briefe F.s an den sympathischen Berliner Verleger Chr. Fr. Voß reichen von Sept. 1790 bis Nov. 1793. (Forster starb am 10. Jan. 1794.) Die erste Gruppe, 96 Briefe, hier erstmalig veröffentlicht, zeigt F.s ausgedehnte Verfasser- und Übersetzer-, Herausgeber- und Anreger-Tätigkeit, mit der er der deutschen gebildeten Welt die Ergebnisse der Länder- und Völkerkunde aller Zonen zugänglich machte. Die Briefe 97—111, vorher nur z. T. und bis zum Mißverständnis lückenhaft ediert, sind aufschlußreich

für F.s Rolle in der Mainzer Revolution von 1792/93, noch mehr für die Beleuchtung, in der seine Berliner Gönner und Freunde, wie Graf Hertzberg, sie sehen sollten.

Die wichtigste Veröffentlichung Zinckes bilden die beiden Bände „Georg Forster nach seinen Originalbriefen". Der erste, textkritische Teil bringt eine genaue Untersuchung aller von 1793—1877 erfolgten Briefpublikationen an der Hand der seit 1891 durch L. und Z. erschlossenen Originale; dazu tritt noch eine von Z. in ihrer Bedeutung erkannte Weimarer Abschrift der letzten Briefe Forsters an Therese, die erst „eine vollständige Kenntnis von Forsters letzten Plänen und Lebensschicksalen ermöglicht" (I, 96 ff.). Das Ergebnis der Prüfung Z.s übersteigt die schlimmsten Befürchtungen, welche die Benutzer der früheren Publikationen hegen mußten; insbesondere weist Z. nach, daß Therese, zuerst im Verein mit ihrem zweiten Gatten L. F. Huber, dann auf eigene Verantwortung, die Briefe Forsters, soweit sie nicht beseitigt wurden — sie hat „einen großen Waschkorb voll Papiere verbrannt" (I, 83) — in tendenziöser Weise verstümmelt, verändert und den Sinn vereinzelt durch willkürliche Zusätze ins Gegenteil verkehrt hat. Thereses Absicht war dabei eine dreifache. Als beliebte Verfasserin seichter Modeerzählungen fühlte sie sich berufen, Forsters Stil zu verbessern und außer überflüssigen Fremdworten und veralteten Formen auch viele kräftige und eigentümliche Worte und Wendungen auszumerzen. Nachdem Z. diesen objektiven Tatbestand festgestellt hat, urteilt er über Thereses subjektive Schuld aus seinem strengen Philologeninstinkt heraus viel zu hart; im Vergleich mit dem nämlich, was sich die gute alte Zeit auch sonst an Herausgeber-Harmlosigkeiten leistete. Ebenfalls in bester Absicht wurden ferner von Therese enthusiastisch revolutions- oder franzosenfreundliche Ausdrücke beseitigt und Ausfälle auf Revolutionsgegner abgeschwächt. Dadurch sollte der Verdacht des Vaterlandsverrats von Forster abgewehrt werden; es entstand aber der falsche Eindruck, als ob er nicht nur an einzelnen Trägern und Auswüchsen der Revolution, sondern an dieser selbst irre geworden wäre. Beiläufig sei erwähnt, daß sich Z. in die wenig durchsichtigen Mainzer Verhältnisse von 1789—93 gut eingearbeitet hat; an kleinen Versehen und Schreibfehlern sind zu verbessern: Albini war nicht Kardinal und Staatskanzler, sondern Hofkanzler; Bleßmann (nicht Bloßmann) gehörte nicht als Amtsgenosse Forsters, sondern nur als Sekretär der Allg. Administration an, deren Vizepräsident Forster war; Dorsch war Professor der Philosophie; der I, 157 erwähnte Mainzer hieß Pfeifenbring; D. Stamm war kein Mainzer, sondern Elsässer.

Die dritte, für Forsters rein menschliche Würdigung verhängnisvolle Ursache der Willkürlichkeiten der Herausgeberin war Thereses Absicht, die Schuld an der tiefen Zerrüttung

ihrer Ehe vor Mit- und Nachwelt von sich ab und auf Forster hinüber zu wälzen und sich selbst als Märtyrerin hinzustellen. Daß auf diesen Beweggrund die stärksten Eingriffe in Forsters Aktiv- und Passiv-Korrespondenz zurückzuführen sind, kann durch Z. als erwiesen gelten. Wie weit diese Eingriffe aber gingen, was in den vernichteten Briefen zu Thereses Belastung noch gestanden haben mag, wird sich nie überzeugend dartun lassen. Im einzelnen scheint mir Z. die Tragweite der von ihm herangezogenen Beweisstellen zu überschätzen, worauf näher einzugehen sich hier verbietet.

Es sei nicht verschwiegen, daß auch das Bild, das Z. im biographisch-historischen Teil von „Georg Forsters Ehetragödie“ entwirft, in mancher helleren oder dunkleren Tönung anfechtbar bleibt. Der Gesamteindruck aber ist überzeugend. Therese rückt in Z.s Darstellung in die Nähe der Heldinnen Strindbergscher Ehedramen; die von ihr mit Haß verfolgte Caroline Böhner, die angebliche Geliebte Forsters und spätere Gattin A. W. Schlegels und Schellings, wird in weitem Maße gerechtfertigt. Forster selbst erscheint noch weicher, nachgiebiger, edelmütiger und opferbereiter, als nach unserer bisherigen Kenntnis. Seinem Brief an Huber, in dem sich diese Sinnesart am überwältigendsten offenbart (von Z. erstmals veröffentlicht II, 133 f.) hat die deutsche Briefliteratur wenig Ähnliches an die Seite zu stellen.

Zincke beabsichtigte 1914 eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Briefe Forsters. Wie wissenschaftlich notwendig sie geworden ist, bedarf wohl selbst nach diesem summarischen Bericht keiner weiteren Ausführung. Die beiden an letzter Stelle besprochenen Bände tragen den Vermerk: „Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“. Sollte die Prager Gesellschaft bei der gegenwärtigen Lage des Deutschtums in den Sudetenländern alle ihre Mittel für nähere Zwecke brauchen, so finden sich hoffentlich im großen deutschen Sprachgebiet andere bereit, die Vollendung des mühsamen und verdienstlichen Werkes durch ihre Hilfe zu ermöglichen.

Wernigerode. Wilhelm Herse.

Leitzmann, Allbert, Wilhelm von Humboldt. Charakteristik und Lebensbild. Mit 3 Bildnissen. Kl. 8°. 102 S. Halle, M. Niemeyer, 1919. M. 3.50.

Diese, Konrad Burdach gewidmete, Schrift unternimmt es, die „Grundlagen eines reichen Lebens zu umreißen“, mit dem sich der Vf. als Hrsg. der Werke Humboldts lange beschäftigt hat. Der Versuch ist gut gelungen; besonders über die Ehe Wilhelms und Karolinens macht der Vf. feine Bemerkungen. Das Politische wird am wenigsten berührt; ein längeres Zitat

von Siegfr. Kähler dient als Ersatz. Der Stil leidet an überlangen Perioden, in denen oft zwei Relativsätze aneinander geheftet sind.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Baron, Salo, Die Judenfrage auf d. Wiener Kongreß. Auf Grund von z. T. ungedruckten Quellen. 8°. 211 S. Wien-Berlin, R. Löwit, 1920. M. 10.—, geb. M. 14.—.

In der Einleitung behandelt der Vf. zunächst die Judenfrage in Deutschland im allgemeinen, wie sie sich nach Abschluß des 1. Pariser Friedens darstellte. In manchen der deutschen Staaten war schon eine vollständige Emanzipation eingetreten, während in anderen wieder der grundsätzliche Ausschluß von den Staatsbürgerrechten noch bestand. So bot die Judenfrage in ihrer Mannigfaltigkeit ein getreues Abbild der Zustände Deutschlands überhaupt. — Im 2. Abschnitt der Einleitung wird sodann von der Stellung der Juden in Frankfurt a. M. gesprochen. Hier hatten sie in der Zeit, als Frankfurt ein Großherzogtum war, gegen Zahlung einer hohen Ablösungssumme die vollen Bürgerrechte zugestanden erhalten. Nun war ihre Sorge darauf gerichtet, sie in den Verhandlungen des Wiener Kongresses garantiert zu bekommen. — Der letzte Abschnitt der Einleitung befaßt sich mit den wieder anders gearteten Verhältnissen der Juden in den Hansestädten. Hier kann der Vf. feststellen, daß „die Bremer Juden beinah offiziell auf den Wiener Kongreß verwiesen wurden, von wo sie einzig die endgültige Entscheidung über ihre Wünsche zu erwarten hätten“.

Das 1. Kap. der eigentlichen Arbeit erzählt nun, wie die Judenfrage überhaupt auf dem Wiener Kongreß zuerst auftauchte, wie die mannigfaltigen Probleme von den verschiedensten Seiten zunächst in Angriff genommen wurden und es sich für die Juden Deutschlands vor allem darum handelte, vom Kongreß gehört und nicht etwa aus Wien ausgewiesen zu werden. Dieses Schicksal drohte einigen ihrer Vertreter. — Im 2. Kap. wird das Einschreiten der Mächte dargestellt; von den in dem Fünferkomitee vertretenen Mächten waren Bayern und Württemberg gegen die Juden, wie überhaupt dagegen, daß ihnen Untertanenrechte in den Bundesakten zugestanden wurden, Hannover war ihnen nicht direkt ungünstig gesinnt, während Österreich und Preußen, die beiden eigentlichen Großmächte, geschlossen für die Juden eintraten. — Das 3. Kap. schildert den Kampf der Deputierten, wobei verschiedene Gruppen sich mit ihren Sonderinteressen gegenüberstanden. — Der reizvollste Abschnitt des Werkes ist entschieden der 4., in dem der Vf. erzählt, in welcher Weise in den Wiener

Salons zur Judenfrage Stellung genommen worden ist. Bekanntlich hat ja auf keiner Konferenz das gesellschaftliche Moment eine solche Rolle gespielt wie damals in Wien, und die geistvollen Jüdinnen, die damals alle bedeutenden Männer der Versammlung in ihren Heimen sahen, hatten wohl die Möglichkeit, für die Zukunft ihrer Volksgenossen etwas Energisches zu tun. Wir können in diesem kurzen Überblick nicht alle die Persönlichkeiten wieder lebendig machen, möchten aber wenigstens auf Fanny Arnstein hinweisen, die der strahlende Mittelpunkt dieses Kreises war. — Im 5. Kap. wird die Entscheidung der Judenfrage, wie sie auf dem Kongreß gefällt wurde, dargestellt. Vor allem setzte sich Wilhelm von Humboldt dafür ein, daß die Juden bürgerliche Rechte in Deutschland erhielten, ein Zug, der so ganz in das Wesen dieser Persönlichkeit paßt. — Was positiv erreicht worden ist, wird im Schlußkap. behandelt. Es war nicht gerade viel. Der Artikel 16 der Bundesakte enthielt in seinem 1. Absatz die rein theoretische Zusicherung, daß „die künftige Bundesversammlung sich mit der Judenfrage beschäftigen werde, um sie zu einer einheitlichen Lösung für ganz Deutschland zu bringen. Der viel kürzere Schlußsatz enthielt den einzig positiven Punkt: die Bestimmung, daß die bereits von den Bundesstaaten den Juden zugestandenen Rechte diesen vorläufig unverändert zu belassen seien." Mit Recht weist der Vf. darauf hin, daß wichtiger als der politische der moralische Erfolg war: die Judenfrage ist zur europäischen Frage geworden.

Das Buch ist als wesentlicher Fortschritt unserer Kenntnis jener Probleme anzusprechen, vor allem deshalb, weil es in durchaus objektiver und wissenschaftlicher Weise bisher unzugängliches Quellenmaterial verwertet.

Breslau. Willy Cohn.

Laubert, Manfred, Eduard Flottwell. Ein Abriß sein. Lebens. 8⁰. 142 S. Berlin, Preuß. Verlagsanstalt, 1919. M. 7.50.

Das nach Akten des Berliner Geh. Staatsarchivs, Familienpapieren und der gedruckten Literatur, auch der polnischen, entworfene Lebensbild Flottwells, der, insbesondere auch seit Bismarcks Rede im preußischen Abgeordnetenhause vom 28. Jan. 1886, als Vertreter einer energischen Polenpolitik bekannt ist, bereitet, wie das L. auch vorausgesehen hat, einige Überraschungen. Wir lernen einen äußerst tüchtigen preußischen Beamten kennen, der als Schützling und Freund Theodor v. Schöns eine schnelle Laufbahn machte und sich als Oberpräsident von nicht weniger als fünf Provinzen sowie zweimal als Minister viele Verdienste erworben hat. Der Höhepunkt seiner Wirksamkeit waren die zehn Jahre, in denen er an der Spitze der Provinz Posen stand (1830—41). Als solcher darf

er unbedenklich den „großen“ Oberpräsidenten Vincke, Merckel, Schön und Sack an die Seite gestellt werden. Wenn man nun aber gemeint hat, daß Flottwell ein Mann der scharfen Tonart gewesen sei, der eine rücksichtslose Kampfpolitik gegen die Polen eingeleitet habe, so ist das ein vollkommener Irrtum. Von einer planmäßigen Siedelungspolitik ist unter ihm noch nicht die Rede. Wie die Darstellung L.s ergibt, war Flottwell ein äußerst human und liberal angelegter Mann, der eine langsame Entnationalisierung der vorhandenen polnischen Bevölkerung auf friedlichem Wege anstrebte und sich von jedem äußeren Zwange fernhielt, vielmehr sein Ziel durch zweckmäßige Organisationen in der Verwaltung, die Schaffung eines Güterbetriebsfonds, Erschließung materieller Hilfsquellen für die Provinz und sonstige wirtschaftliche Maßnahmen, sowie durch Bemühungen um die Hebung des geistigen Lebens zu erreichen suchte und auch viele Erfolge erzielte. Sein Endziel war die Auslösung eines selbständigen politischen Interesses bei allen Bevölkerungsklassen. Besonders gelang es ihm, mit polnischem Schlendrian und polnischer Gewissenlosigkeit aufzuräumen. Seine Maßnahmen kamen mehrfach gerade den Polen zugute. Aus der Schilderung seiner Verwaltung in Posen ist nicht ersichtlich, daß er den Polen mit einer kaum zu überbietenden Abneigung gegenüberstand. Erst aus einem Brief von 1848 erkennen wir die ganze Tiefe dieser Abneigung. Bei seiner Verwaltungstätigkeit hatte er sehr viel Kämpfe mit den damaligen Ministern, deren Politik sich durch Mattigkeit und Pedanterie auszeichnete, durchzufechten. Dies rückt seine Tüchtigkeit noch mehr ins rechte Licht. Die Politik der unglückseligen Nachgiebigkeit den Polen gegenüber brachte ihn schließlich zu Fall. Eine Einschränkung seines Verdienstes um die Posener Reformen sieht sich L. allerdings insofern zu machen veranlaßt, als die Urheberschaft einer großen Anzahl von Neuerungen, die Flottwell rühmlichst in die Tat umzusetzen verstand, anscheinend nicht ihm, sondern dem Minister v. Brenn zuzusprechen sein wird. Außerdem muß L. betonen, daß die Schaffung des Güterbetriebsfonds, die den Versuch einer Verdrängung des polnischen Großgrundbesitzes darstellt und Flottwell gerade berühmt gemacht hat, nicht allzu große Ergebnisse erzielte. Eine planmäßige Bauernansiedlung hat Flottwell so gut wie garnicht in Angriff genommen. Das Interessanteste, was das belehrende und anregende Buch bietet, ist schließlich der Abdruck der vielen schon bekannten, aber doch etwas schwer zugänglichen großen Denkschrift Flottwells über seine Posener Verwaltung vom 15. März 1848 sowohl in der ursprünglichen Fassung nach dem Konzept in Flottwells Nachlaß wie nach der Ausfertigung im Geh. Staatsarchiv. Darin wird u. a. als das Verderblichste das Schwanken in den Verwaltungsgrundsätzen und Nachgiebigkeit gegen die Polen bezeichnet. Befriedigung der Polen

durch Zugeständnisse und Vergünstigungen erklärt Flottwell für unmöglich. Vielleicht der lehrreichste Abschnitt der Denkschrift ist die Charakterisierung der auf einem tiefen geistigen Niveau stehenden polnischen Geistlichkeit, die allem geistigen Fortschritt feindlich ist und ihren Widerwillen dagegen in die Farbe der polnischen Nationalität kleidet. In der Ausfertigung ist die ursprüngliche Flottwellsche Bemerkung weggefallen, daß die gebildeten Polen durch ihre liebenswürdigen Formen fast alle, wenn sie wollen, für sich zu gewinnen vermöchten.

Die Tätigkeit Flottwells als Oberpräsident von Sachsen, Finanzminister, Oberpräsident von Westfalen, Ostpreußen und Brandenburg und als Minister des Innern hat L. ebenso wie die Zeit vor der Verwaltung Posens, planmäßig nur kurz behandelt. Der Umfang des Buches war ihm vorgeschrieben. Vermutlich hätte er sonst das Lebensbild gern etwas breiter ausgeführt. Flottwells Volkstümlichkeit beweist die Tatsache, daß er 1848 von sieben Kreisen in die deutsche Nationalversammlung gewählt wurde. (L. gibt leider die Namen dieser sieben Kreise nicht an.)

Berlin. Herm. v. Petersdorff.

Helmolt, Hans F., Leopold Rankes Leben und Wirken. Nach den Quellen dargest. Mit 18 bisher ungedr. Briefen Rankes, sein. Bildnis u. d. Stammtafel sein. Geschlechts. 8⁰. 222 S. Leipzig, Historia-Verl. Paul Schraepler, 1921. Geb. M. 26.—.

Man kann sich dieses vortrefflichen Buches nur freuen; gibt es doch nicht bloß in seinem knappgefaßten Text ein volles Lebensbild des Altmeisters, das durch manchen neuen Zug bereichert ist, sondern auch in seinen 306 Anmerkungen (S. 164 bis 211) eine Zusammenfassung der gelehrten Forschung über ihn und seine Werke, wie sie niemand besser vorzunehmen vermochte, als der Vf. der Ranke-Bibliographie (1910).

Ranke selber hat in seinen Greisenjahren manches über seine Jugend und seine Entwicklung, über Streben und Leben erzählt; manche Veröffentlichung seiner Amanuensen ließ uns Blicke in sein Studierzimmer tun; mancherlei Briefe traten ergänzend hinzu; auch der Verf. ist in der Lage, uns die Kenntnis einiger bisher ungedruckter Briefe zu vermitteln.

Während Ottokar Lorenz in seiner frisch andringenden Art Ranke im Rahmen der Wissenschaft und der Forschung würdigte, machte Guglia den ansprechenden, wohl gelungenen Versuch, die Ideenwelt Rankes an der Hand seiner Werke auch einem größeren Publikum zu erschließen. Diether bemühte sich, gewiß mit Recht, um die Aufhellung der Beziehungen Rankes zur Politik, um die Darstellung seiner politischen Ansichten und Betätigungen sowie um den etwaigen

politischen Einschlag seiner Werke; denn es ist bei den engen Verknüpfungen, die zwischen Geschichte und Politik bestehen, selbstverständlich, daß man den Historiker, zumal den großen, und sei es auch der objektivste, unter dem politischen Gesichtspunkte auffaßt. Freilich geriet Diethers Darstellung etwas breit; und wenn er für Ranke als Politiker 600 Seiten brauchte, so müßte, wer Ranke als Forscher und Künstler in gleicher darstellen wollte, reichlich doppelt so viel oder mehr aufwenden.

Denn Künstler ist und bleibt Ranke in erster Linie: von Anfang an vollbewußt der schweifenden Dichtung Walter Scotts mit der bildenden Kraft des begnadeten Historikers entgegenwirkend; durch Heine als „hübsches Talent, kleine historische Figürchen auszuschnitzeln", etwas spöttisch begrüßt; durch Leo als im Garten der Geschichte wandelnder „Blumenmaler von größter Genialität" gekennzeichnet; von Johannes Scherr wegen seiner „Silberstiftzeichnung" und um anderer künstlerischer Eigenschaften willen gerühmt. Er erscheint romantisch von Hause aus und in seinen Gedankengängen der Mystik nicht fremd, getragen von den Anschauungen der Zeit (Schelling, Wilhelm v. Humboldt) und auch der angefeindeten Hegelschen Geschichtsphilosophie nicht so fern, wie er mit dem Stolze des Empirikers und der Gebärde des Originalgenies, das er ja war, geltend machen möchte. Diese menschlichen oder allzumenschlichen Züge des selbstbewußten Künstlertums treten in H.s höchst beachtenswerten Darlegungen gleichfalls mit voller Deutlichkeit zutage. Wie hübsch, wenn Ranke mit anerkennendem Wort von Goethe als Geistesverwandtem meint, er „hätte auch ein großer Historiker werden können"! Und welche niedliche Überheblichkeit, wenn er behauptet: „Schiller hatte keinen Beruf zum Geschichtschreiber!" Wie bemerkenswert seine Berliner Anfänge im Verkehr mit Varnhagen und der Rahel, mit Bettina und Heine! Man wird ob dieses Ästhetentums fast bedenklich. Und dann das förmliche Aufgehen in Kunst und Dichtung während der italienischen Reise, der H. mit Recht die größte Bedeutung in Rankes Leben beimißt. Sie führt u. a. Ranke mit Platen freundschaftlich zusammen, dessen „Geschichte Neapels 1414—43" wenigstens indirekt auf Rankes Anregungen zurückgehen soll.

Man kann ganz wohl den Eindruck gewinnen, Ranke möchte am Ende auch ein Dichter geworden sein, wenn die Dichtung damals nicht vielfach etwas Epigonenhaftes, Ungesundes, unnatürlich Gesteigertes oder Gezwungenes gehabt hätte und wenn ihn nicht der Forschungsdrang zu Höherem als bloßer Schönheit, nämlich zur Wahrheit, gerissen hätte. In der Vereinigung des Künstlers, der bildet, und des Gelehrten, der die Wahrheit sucht, bestrebt er sich „zu sagen, wie es

denn eigentlich gewesen ist". Eben darin liegt seine Hauptwirkung, das romantisch-poetische Verlangen mit forschender Weisheit und bildender Kraft in historisches Erkennen umzubiegen.

Charlottenburg. Erich Bleich.

Hertling, Karl, Graf von, Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an d. Kanzlerschaft meines Vaters. Mit 2 Bildern u. 1 Faksimile. 8°. VII u. 192 S. Freiburg, Herder, 1919. M. 12.—.

Auf S. 183 findet sich folgender Absatz: „Am andern Tage [gemeint ist der 1. Okt. 1918] besprach mein Vater vormittags mit dem Kaiser wiederum die Frage der Nachfolgerschaft im Kanzleramte; dieser konnte sich noch nicht für den Prinzen Max von Baden entschließen. Während der Unterredung betrat auf einmal Ludendorff unangemeldet das Zimmer und fragte sofort im Tone größter Erregung: „Ist die neue Regierung jetzt noch nicht gebildet?" Worauf der Kaiser ziemlich barsch erwiderte: „Ich kann doch nicht zaubern!" Daraufhin Ludendorff: „Die Regierung muß aber sofort gebildet werden; denn das Friedensangebot muß noch heute heraus." Der Kaiser: „Das hätten Sie mir vor 14 Tagen sagen sollen!"

Es gibt gute Kenner Ludendorffs und der Vorgänge bei der Ausschaltung des Grafen Hertling als Kanzlers, die angesichts des eben wiedergegebenen Geschichtchens dem Erzähler, Hertlings Sohn, jede Glaubwürdigkeit absprechen und sein Buch als einen Hintertreppenroman bezeichnen. Dem kann ich persönlich mich nicht anschließen. Geht auch der Vf. von einem ziemlich kindlichen Standpunkt aus, so wächst er doch bald mit seinen größeren Zwecken. Und trotz seiner offenbaren Animosität gegen den gewaltigen Ersten Generalquartiermeister enthält die Schrift eine Reihe von Mitteilungen, an denen der künftige Geschichtschreiber der politischen Hintergründe des großen Krieges sicher nicht vorbeigehen darf. Da ist z. B. der interessante Brief Merciers an den Kanzler vom 14. Febr. 1918 (gegen die Beschlagnahme der belgischen Kirchenglocken), der Friedensfühler Dänemarks vom 13. Jan. 1918, v. Valentinis Sturz durch die Oberste Heeresleitung (Mitte Januar 1918), der von Ludendorff ignorierte militärische Teil des deutsch-österreichisch-ungarischen „Waffenbunds" vom 12. Mai 1918, die am 2. Juli 1918 gegen den Admiralstab gefallene Entscheidung des Kaisers in Sachen eines neuen Sperrgebiets entlang der Ostküste Amerikas, die Zusammenkunft Hertlings mit Kronprinz Rupprecht in Brüssel am 19. Juli 1918, der Versuch des Kanzlers, am 24. September 1918 im Hauptausschusse Bethmann Hollwegs unseliges Wort vom „Unrecht" nachträglich zu korrigieren (vom Ausw. Amt inhibiert), und

anderes mehr. Obwohl nachgewiesenermaßen Hertlings Sohn bei weitem nicht allen wichtigen Beratungen während der Kanzlerschaft seines Vaters beigewohnt hat, so war doch das Verhältnis zwischen beiden so innig, daß er unmittelbar nach den Sitzungen über den Ertrag aus der authentischen Quelle, dem Munde des letzten nicht-parlamentarisch regierenden Reichskanzlers, genug vernommen haben wird, um sein darauf gegründetes Buch als einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Memoirenliteratur des Weltkriegs überhaupt und als willkommenes Kontrollmittel gegenüber ihren Standardwerken hinstellen zu dürfen.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Kraus, Herbert, Vom Wesen des Völkerbundes. 8°. 63 S. Berlin, Dtsch. Verlagsges. f. Pol. u. Gesch. m. b. H., 1920. M. 10.—.

Der Völkerbund ist eine Tatsache geworden, mit deren theoretischer Konstruktion und Ausdeutung die Juristen noch lange zu tun haben können. In seinem vor der Staatswissenschaftl. Vereinigung zu Königsberg gehaltenen Vortrage geht Kr. dem Problem vom juristischen Standpunkt aus zu Leibe. Nach ihm bedeutet der Völkerbund einen partikulär-partiellen Verknorpelungsprozeß innerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft; partikulär, weil nur einen Teil dieser Gemeinschaft umfassend; partiell, weil nur einem Teil von deren Aufgaben gewidmet (S. 13). Überraschend wirkt vielleicht, daß Kr. den Völkerbund als Staatenbund erklärt, wenn auch besonders gearteten. Ein Staatenbund ist nach Kr. „diejenige Staatenverbindung im engeren Sinne, bei der ein einheitlicher Bundeswille vorliegt, bei der aber die Souveränität ... der beteiligten Mitglieder durch den einheitlichen Bundeswillen oder auch den Willen eines Gliedes der Verbindung nicht beschränkt wird". (S. 19.) Auf die Deutsche Bundesakte von 1815 fallen dabei einige Streiflichter. Der organisatorische Aufbau des Genfer Völkerbundes wird eindringend geprüft, mit scharfer Kritik seine Mangelhaftigkeit aufgezeigt, seine wahre Natur als politische Oligarchie klargestellt. Der Frage nach der Stellung Deutschlands zum Völkerbunde ist ein besonders Kapitel gewidmet. Kr. vertritt hier die Ansicht, daß Deutschland nicht verpflichtet sei, in den Völkerbund einzutreten, und daß es sich die Frage seines Eintritts im gegebenen Zeitpunkt sehr ernstlich werde überlegen müssen.

Berlin-Westend. Carl Misch.

Hommerich, Aug., Deutschtum u. Schiedsgerichtsbarkeit. Ein geschichtl. Beitr. zu einer großen Gegenwarts- u. Zukunftsfrage. Mit e. Vorwort v. Philipp Zorn. (Das Völkerrecht. Beitr. z. Wiederaufbau d. Rechts- u. Friedensordnung d. Völker. 3. Heft.) 8°. XIV u. 89 S. Freiburg i. B., Herder, 1918. M. 2.50.

Die Arbeit ist vor dem Zusammenbruche geschrieben zu einer Zeit, wo wir noch auf der Höhe standen. Das hat zwar den einen Nachteil, daß, wo vom „Artikel 76“ die Rede ist, nur die alte Reichsverfassung gemeint sein kann, anderseits aber den Vorteil, daß der Grundgedanke keine würdelose Anbiederung an den siegreichen „Völkerbund“ bedeutet. Der Vf., Hauptredakteur der „Germania“, bezweckt mit seinem Versuche, wie Phil. Zorn treffend feststellt, nichts andres, als in bedeutsamen Zusammenhängen der deutschen Rechtsgeschichte, deren Einzelvorgänge noch der wissenschaftlichen Vertiefung bedürften, eine der Grundlagen der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit zu erweisen, einer modernen Idee, der wir, wie H.s noch recht zahme Kritik (S. 76 ff.) belegt, 1907 im Haag ehrlich, aber unpolitisch schwere Steine in den Weg gelegt haben. Im begreiflichen Einklange mit den Gedankengängen des Zentrums im allgemeinen und seines einflußreichsten Führers Erzberger im besonderen ist H. bestrebt, dem Schiedsgerichtswesen bei uns selber neue Freunde und Anhänger dadurch zu erwecken, daß er es in manchem Betracht als eine urdeutsche Einrichtung hinstellt. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß dies der einzig richtige Weg ist, um die Schiedsgerichtsbarkeit bei den Deutschen so volkstümlich zu machen, wie es die Nöte der Zeit nun einmal verlangen.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Otto, Prof. Dr., **Walter, Deutschlands „Schuld“ u. Recht.** 8°. 79 S. Marburg, N. G. Elwert, 1919. M. 2.—.

Einer von den vielen Versuchen, den Grund des deutschen Zusammenbruchs zu erklären, der aber nicht mit maßloser (und — ach! — so billiger) Besserwisserei verurteilt, sondern ruhig und gerecht zu sein anstrebt. Manches ist gut hervorgehoben, so die noch zu selten gerügte Sorglosigkeit der Heeresleitung an der mazedonischen Front, die den Einbruch der Franzosen Mitte September 1918 verschuldete. Manches aber wäre doch noch zu beweisen, z. B. „daß die eine Entscheidung bringen sollende Seeschlacht im Okt. 1918 taktisch glänzend vorbereitet war“. Der Vf. tadelt, daß die Regierung nur immer zum Durchhalten ermahnt hat, statt „weitere, positivere Ziele“ zu stecken, die „wirkliche Begeisterung auslösen“ — doch sagt er nicht, welche? Die Kriegsziel-Sache hat genug

Verwirrung gestiftet. Richtig ist der Tadel, daß man der Gesandtschaft Joffes, in Berlin statt in Ober-Ost sich niederzulassen gestattete. Überhaupt bietet die Schrift überwiegend Treffendes und Treffliches. Etwas Bedenkliches wird der Tadel ex post immer haben, und man fragt sich, warum erst nach der Niederlage die Meinung auftaucht, daß Preußen „schon unterhöhlt" war. Würde man das auch gesagt haben, wenn wir durchgehalten hätten, was (S. 44) gut möglich war, wenn wir nur noch kurze Zeit standhaft geblieben wären? — Das unleidliche Modewort „verankern", das geschäftstüchtige „Aufmachung" und der Austriazismus „Verlautbarung" gereichen dem Stil nicht zum Vorteil.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Meyer, Eduard, Preußen u. Athen. 8°. 31 S. Berlin, Carl Curtius, 1919. M. 2.80.

Unser berühmter Althistoriker lenkt in seiner warmherzigen Rektoratsrede vom 15. Oktober 1919, der ersten „im Frieden", den Blick in jene ihm vertrauten Zeiten, die allein Gegenstücke für das Unglück unserer Tage bieten. Das naheliegende Beispiel Karthagos wird kurz gestreift, um aus der Geschichte Athens im Peloponnesischen Kriege packende Vergleichspunkte heranzuziehen. Auch dort eine Koalition von Staaten gegen die eine zu groß gewordene Macht, unter Führung des alten Feindes Sparta, mit dem Programm der Autonomie der kleinen Staaten, dem grundsätzlichen Kampf des aristokratischen gegen das demokratische Prinzip — dort nur umgekehrt vertreten —; in Athen nach Perikles kein großer Staatsmann, das Treiben unzulänglicher Personen, die äußere Politik inneren Parteikämpfen untergeordnet. Man jagt, ohne Blick für das Mögliche, unerreichbaren Zielen nach, verfeindet sich mit aller Welt, tritt hier brutal, dort mit mangelnder Kraft auf und lädt sich sogar den Perserkönig, wie wir Amerika, auf den Hals. Aber bewundernswert ist der langjährige zähe Widerstand gegen erdrückende Übermacht, trotz inneren Haders; es wurden Siege erfochten, die wiederholt die Möglichkeit eines erträglichen Friedens boten, bis endlich nach dem Verlust der letzten Flotte die wehrlose Stadt, vom Hunger gepeinigt, kapitulieren mußte. Der Sturz der bis dahin regierenden Richtung war auch dort die Folge der Niederlage. Die siegreichen Feinde wünschten teilweise (Theben, Korinth) völlige Vernichtung, Sparta begnügte sich mit schweren Bedingungen, die aber noch das Leben ließen. Es ließe sich noch erwähnen, wie Attika als vorwiegender Industriestaat von den Zufuhren abhängig war und, zu Land wie zur See abgeschnitten, sich nicht halten konnte, und wie Sparta, die Landmacht kat' exochen,

sich während des Krieges auch als Seemacht organisierte und dadurch erst obsiegte — ganz entsprechend England, nur umgekehrt. Sollte auch der weitere Verlauf richtungweisend sein: wie es Athen trotz wiederholter Versuche nicht gelang, die frühere Stellung wiederzugewinnen, da die Weltgeltung größeren Mächten, keinem griechischen Stadtstaat, vorbehalten war; wie es aber, gerade nach seinem Sturze, der Mittelpunkt der Weltbildung geworden ist und als Kulturstätte von höchstem Glanze fortlebt? Sicher können auch wir mit dem großen Historiker, den jenes Ringen der Griechenwelt gefunden hat, bekennen: Es war doch etwas Gewaltiges, was unser Volk geschaffen und erstrebt hat und wofür es gelitten hat und noch leidet!

Berlin-Schmargendorf. Hugo Rachel.

Schäfer, Dietr., Wir Deutschen als Volk. (Veröffentl. d. Ernst Moritz Arndt-Hochschule. 1. Reihe. 1. Heft.) 8°. 32 S. Berlin, Carl Curtius, 1919. M. 1.80.

Der Vf., der als getreuer Eckart jahraus jahrein das deutsche Volk ermahnt und gewarnt hat, beginnt seine Abhandlung schweren Herzens mit dem Blick auf die über alle Maßen traurige Lage unseres Vaterlandes am Ende des großen Krieges. Ohne auf die Schuldfrage näher einzugehen, weist er auf die Unbesonnenheit hin, zur selben Zeit, als unser Staat um seinen Bestand zu ringen hatte, die Frage seiner inneren Verfassung aufzurollen und damit den Parteihaß zu schüren.

Die deutsche Revolution begann mit einem Verbrechen am Vaterlande, das zum schimpflichen Untergange von Heer und Flotte führte. Sie zerbrach die heimatliche Macht und lieferte in würdeloser Weise das Volk den Fremden aus, während in Frankreich wie in England die Revolutionen nationalen Bestrebungen gedient haben. In diesen Ländern hat sich früh nationales Empfinden zur Selbstverständlichkeit entwickelt, was dem deutschen Volke in weiten Kreisen immer noch fehlt. Was deutsch ist, wird in verächtlicher Weise als „alldeutsch" gebrandmarkt, jede Regung nationalen Selbstbewußtseins verurteilt, weil sie aufreizend auf die Fremden wirken könnte. Dabei schlagen die anderen Völker durchgängig viel stärkere nationale Töne an, als sie ein Alldeutscher jemals geäußert hat. Die Ursache für den Mangel an nationaler Würde bei hoch und niedrig in Deutschland findet Sch. in dem beklagenswerten Verfall der deutschen Macht am Ende der Stauferzeit. Überall begannen sich seitdem Fremde im Reiche einzunisten, überall traten die Deutschen in Abhängigkeit vom Auslande. Es kamen später die Hohenzollern, welche die zerbröckelnde Masse in mühsamer Arbeit wieder zusammenballten und auf dem festen Block des preußischen Staates die deutsche Einheit errichteten.

An vielen Beispielen zeigt Sch., wie schwer sich bei uns das Vaterlandsgefühl entwickelte und wie unsere Feinde leider mit Aussicht auf Erfolg auf diese Charaktereigenschaft bauen konnten. Es fehlte uns die geschlossene Geistesbildung, wie sie andere Völker besitzen. Hätte das neue Deutsche Reich noch einige Menschenalter bestanden, dann wäre vielleicht ein festes Zusammenwachsen wie bei anderen Nationen eingetreten. So aber traten in den Stunden der Gefahr die alten Risse wieder zutage. Die deutsche Kultur steht und fällt mit dem deutschen Staate. Dieser kann aber ebenso wie die Freiheit nur bestehen auf der Grundlage der Macht.

Möchte die warmherzige Untersuchung einen weiten Leserkreis im deutschen Volke finden.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Timmen, Wilh., Deutschlands geistiger Neubau. Ein sozialpädagog. Schul- u. Bildungsprogr. 8°. VIII u. 202 S. Paderborn, F. Schöningh, 1920. M. 10.— u. 40 % Zuschl.

Der Vf. ist katholischer Pfarrer und Kreisschulinspektor und vertritt daher eine gebundene Richtung, wenn er sich auch bemüht, das gesamte Erziehungswesen so maßvoll und vorurteilsfrei zu betrachten, wie es ihm die gesteckten Grenzen erlauben. Aber im Grunde ist die Sorge um die Beibehaltung der konfessionellen Scheidung der Volksschule, einschließlich der sog. Mittelschulen und der Hilfsschulen für Schwachbegabte, der Leitgedanke, der das Ganze durchzieht. Die Kirche soll die berufene Führerin sein, unter der sich alles zum Besten lösen wird; im übrigen werden die vielgestaltigen Erziehungsprobleme ziemlich oberflächlich behandelt. Somit bringt das Buch keine Aufschlüsse, wie sie der Titel erwarten läßt.

Berlin-Schmargendorf. Hugo Rachel.

Hötzsch, Otto, Russische Probleme. Eine Entgegnung auf J. Hallers Schrift „Die russ. Gefahr im deutschen Hause". 8°. 151 S. Berlin, G. Reimer, 1917. M. 4.—.

Die Schrift beschäftigt sich mit einer Reihe von wichtigen und interessanten, bisher noch nicht erschöpfend behandelten Problemen der russischen Geschichte. Sie ist durch den Angriff des Tübinger Professors Haller gegen H. und dessen Schrift: „Rußland". Eine Einführung auf Grund sein. Gesch. vom Japan. bis zum Weltkriege (Berlin 1913, 2. Aufl. 1917) veranlaßt worden. Der Streit der beiden Gelehrten hat sowohl durch die scharfe Tonart des Angreifers als auch durch die aktuelle Bedeutung der in ihm berührten Fragen erhebliches Aufsehen erregt (s. Stählin: Zur Beurteilg. d. russ. Gesch., Hist. Zeitschr., 1919, S. 283—303). In der vorliegenden Schrift gibt H. eine ausführliche Rechtfertigung seiner wissenschaft-

lichen Arbeit. Er hält, abgesehen von der Berichtigung einiger Einzelheiten (z. B. S. 125, 132 f.), die er z. T. schon selbst in der 2. Aufl. seines Werkes vorgenommen hat, seinen Standpunkt aufrecht und weist die Angriffe Hallers zurück, dessen Sachkenntnis auf dem von ihm betretenen Gebiet er mit gewichtigen Gründen in Frage stellt.

Im 1. Abschnitt: „Methode und Einzelheiten der Polemik" werden aus der Schrift Hallers und dem von ihm angegriffenen Buch des Vf. eine Anzahl Streitpunkte gegenübergestellt. Diese etwas ermüdenden Zitierungen werden wohl nur für denjenigen Interesse haben, der diesen Problemen genauer nachgeht. Jedoch schafft dieser Abschnitt darüber Klarheit, wie weit hier grundsätzliche Meinungsabweichungen bestehen oder nur ein Streit um Worte vorliegt. Allgemeines Interesse haben die folgenden Abschnitte, von denen sich der 2.—4. vorzugsweise mit der älteren, der 7.—12. mit der neueren Geschichte Rußlands beschäftigt.

Der 2. Abschnitt: „Die Gliederung Rußlands" bringt eine Auseinandersetzung mit den während des Weltkrieges hervorgetretenen und von einflußreichen Kreisen lebhaft befürworteten Bestrebungen, das Gebiet des russischen Reiches unter Anwendung von natürlichen Trennungslinien zu zerlegen und so eine politische Schwächung des östlichen Gegners herbeizuführen. Der Vf. hebt hervor, daß die diesen Bestrebungen eigene Vermengung natürlicher und ethnographischer Grenzlinien viel Verwirrung in der Beurteilung der Ostfragen angerichtet hat. Auch er verkennt nicht die Gliederung Rußlands in vier von Norden nach Süden aufeinander folgende, durch Naturbeschaffenheit und Lebensweise ihrer Bewohner stark unterschiedene Teile: Polargebiet, Waldgebiet, Schwarzerdgebiet, Steppe; diese hat aber schon Haxthausen (1847) in die Wissenschaft eingeführt, jedoch schon damals mit dem nachdrücklichen Hinweis, daß diese Teile, da aufeinander angewiesen, einer wahren Selbständigkeit nicht fähig seien. Die Randgebiete, deren Abtrennung im Weltkriege als eines der wichtigsten Ziele deutscher Politik aufgestellt wurde, sind dagegen nicht natürliche Bestandteile in obigem Sinne, auch nicht durch natürliche Grenzen von dem übrigen russischen Gebiet scharf gesondert. Wie eine fast 1000jährige Geschichte zeigt und auch die Entwicklung der Gegenwart bestätigt, hat das polnische Vordringen nach Osten, ohne Hemmnis an natürlichen Grenzen zu finden, weithin kleinrussisches und weißrussisches Gebiet überflutet. Die Ukraine würde als vorgeschobener Posten Mitteleuropas den Schutz natürlicher Grenzen völlig entbehren und, falls sie überhaupt als selbständige Wirtschaftseinheit für sich bestehen könnte, stets durch ihren nördlichen Nachbar bedroht sein, der genötigt wäre, das Werk der ma. Moskauer Herrscher, die Einigung des russischen Landes, wieder

von neuem zu beginnen, da er sich gewiß nicht in die gewaltsame Rückgängigmachung des 600jährigen Prozesses seiner Staatsbildung finden werde. Ebensowenig trennt nach H.s Ansicht eine natürliche Grenze die Ostseeprovinzen von dem russischen Kerngebiet. Auch diese Ansicht wird gut begründet, wenn vielleicht hier auch eher von einer natürlichen Abgrenzung die Rede sein könnte. Ein ausgedehntes Gewässer wie der Peipussee hatte zu allen Zeiten als natürlicher Schutz des Landes gegen Osten einen hohen Wert, wobei es auffallen muß, daß die seit dem 10. Jh. unternommenen Versuche russischer Fürsten, die Herrschaft über diese Küstenländer zu gewinnen, bis auf Peter d. Gr. einen dauernden Erfolg nicht hatten. Interessant sind auch H.s Bemerkungen über die von Penck aufgestellten Begriffe „Zwischeneuropa“ und „warägischer Grenzsaum“, die er aber doch nur als geistvolle Anregungen gelten läßt, nicht als zweckmäßige Grenzbestimmung, da durch sie sowohl das weißrussische als auch das kleinrussische Gebiet auseinandergerissen wird.

Im 3. Abschnitt wendet sich H. der ukrainischen Frage zu, mit der er sich schon längere Zeit vor dem Kriege eingehend beschäftigt hat, als sie im allgemeinen noch sehr wenig Beachtung fand. Er weist nach, daß diese Frage nicht so einfach liegt, wie Hallers Schrift annimmt, die, wenn sie den Ukrainer als selbständige Nationalität dem Großrussen gegenüberstelle, eine Entscheidung des politischen Willens, aber nicht des wissenschaftlichen Urteils vollzogen habe. Weder die ethnologische noch die linguistische Selbständigkeit des ukrainischen Volkes sei bisher erwiesen. Es sei falsch, wenn die im 17. Jh. erfolgte Vereinigung der Ukraine mit Moskau als aufgezwungene Fremdherrschaft bezeichnet werde, denn die Kosaken der bisher unter polnischer Fremdherrschaft stehenden Ukraine seien damals freiwillig unter die Herrschaft des Moskauer Zaren getreten. Die weitere Auseinandersetzung (4. Abschnitt) betrifft das Verhältnis des Kiewer und Moskauer Staates zueinander. Sie spitzt sich in der Frage zu, ob Moskau als die Fortsetzung von Kiew zu betrachten ist oder als etwas ganz Neues, sogar Gegensätzliches. Dabei wird überzeugend dargetan, wie sehr Haller das Gemeinsame der beiden Staatswesen übersieht und den tatarischen Einfluß in Moskau übertreibt. Die Ausbildung der Form des Moskauer Staates wird S. 74 ff. in klarer Weise dargestellt und dabei gezeigt, auf welchen Gebieten von einem tatarischen Einfluß gesprochen werden kann und auf welchen nicht. Für seine Auffassung kann H. sich dabei sogar auf den ukrainischen Historiker Hruschewsky (S. 77) berufen.

An die Erörterung einiger verfassungsgeschichtlicher Einzelfragen im 5. Abschnitt schließt sich im 6. eine Auseinandersetzung über die Bedeutung der Europäisierung, wobei das

Richtige wohl in der Mitte zwischen den entgegengesetzten Auffassungen der beiden Gelehrten liegen dürfte. Der Erfolg der Europäisierung kann kaum als so vollständig angesehen werden wie H. dies hier erscheinen läßt. Daß die Reformen Peters als etwas Fremdes empfunden wurden und bis zur Gegenwart eine dagegen gerichtete starke Reaktion in allen Schichten des russischen Volkes teils bewußt teils unbewußt hervorbricht, kann nicht stark genug betont werden, wenn von diesen Dingen die Rede ist.

Der 7. Abschnitt über die Revolution beschäftigt sich hauptsächlich mit den Gründen, die den Zaren 1905 zum Erlaß des Oktober-Manifests bestimmten, und mit der Frage, ob es zulässig sei, den verfassungsrechtlichen Zustand Rußlands, wie er sich seit 1906 entwickelt hatte, als Scheinkonstitutionalismus zu charakterisieren. Es folgen Bemerkungen zur Agrarfrage (8. Abschnitt) und zur Nationalitätenfrage (9. Abschnitt), deren von Haller behauptete entscheidende Bedeutung für die Auflösung der 2. Duma bestritten wird. Dieser Abschnitt schließt (S. 120) mit einem Hinweis auf den Widerspruch, der sich zwischen Hallers eigener Darstellung und seinen kritischen Ausführungen ergibt. Der 10. Abschnitt — Parteifragen — wendet sich hauptsächlich gegen Hallers Ansicht von dem Wesen der kadettischen Partei, der er einen aristokratischen Zug zugeschrieben hat. Daran schließen sich im 11. Abschnitt Fragen der Grenzmarken, insbesondere Erörterungen über den agrarischen Charakter der lettischen Revolution und über die russisch-finnländischen Beziehungen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der 12. Abschnitt über „Die auswärtige Politik". Er liefert einen überzeugenden Beweis, daß H. im Kriege ein richtigeres Urteil über Rußland besaß als seine Gegner. Er hat stets davor gewarnt, die innere Kraft und den Zusammenhalt des russischen Staates zu unterschätzen und den baldigen Ausbruch einer Revolution zu erwarten, während angesehene Autoritäten auf dem Gebiet der Ostfragen, die in ihrer Auffassung Haller nahestehen, wie Schiemann und Rohrbach, vom Anfang des Krieges an den Ausbruch der Revolution in Rußland als unausbleibliche Folge einer ersten empfindlichen Niederlage der russischen Waffen verkündeten (S. 134 f.). Ferner wird gezeigt, daß die Begründung des Balkanbundes, mochte sie auch von einzelnen russischen Politikern gefördert sein, doch den schwersten Schlag für die traditionellen Hoffnungen Rußlands im Orient bedeutete. — Der 13. Abschnitt — „Der allgemeine Gegensatz" — wendet sich nochmals scharf gegen den Versuch zur Verketzerung wissenschaftlicher Forschung, auch wenn er unter Berufung auf patriotische Empfindungen erfolgt ist.

Die Schrift stellt sich, wie diese kurzen Angaben wohl schon gezeigt haben, als ein wertvoller Beitrag zu der kritischen

Behandlung einiger der wichtigsten Probleme in der Geschichte Rußlands dar, der gewiß noch geschätzt werden wird, wenn der unerquickliche Streit, der den Anlaß zu dieser Schrift gab, längst vergessen sein wird.

Berlin. Georg von Frantzius.

Sommerlad, Theo, Die geschichtl. Stellung d. russ. Ostseeprovinzen. 2. Aufl. (Auslandsstudien an d. Univ. Halle-Wittenberg, Heft 6.) 8°. 29 S. Halle a. S., M. Niemeyer, 1918. M. 1.—.

Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick erörtert S. die militärischen und volkswirtschaftlichen Gründe, die für eine Wiedervereinigung der Ostseeprovinzen mit Deutschland sprechen. Diese könne nur auf dem Wege der Kapitulationen erfolgen, wie sie Rußland 1721 und 1795 mit der herrschenden und gebildeten, zur gesetzlichen Vertretung berufenen Oberschicht abgeschlossen hatte, da bei dem Vorhandensein vieler Analphabeten und dem gering entwickelten staatlichen Einheitsgefühl eine allgemeine Volksabstimmung ein falsches Bild geben würde.

Als nach dem Brester Frieden Livland und Estland ihre Loslösung von Rußland aussprachen und Kurland Wilhelm II. die Herzogskrone anbot, schien der Wiedervereinigung des auf urdeutscher Kulturgrundlage und Kulturgemeinschaft erwachsenen Baltenlandes mit dem Deutschen Reich nichts mehr im Wege zu stehen. Da kam der Zusammenbruch Deutschlands, der die Hoffnungen vernichtete, denen S. so beredten Ausdruck gegeben hat.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Meyer, Herm., Frankreichs Kampf um die Macht in der Welt. 8°. 73 S. Tübingen, Mohr, 1918. M. 2.—.

Der Titel ist insofern zu weit gefaßt, als nicht von dem außereuropäischen Imperialismus Frankreichs, sondern nur von den Ambitionen an den Grenzen des Mutterlandes die Rede ist. Diese werden verfolgt von den Zeiten der Ottonen bis 1914. Es fehlt die Erwähnung des ersten Rheinbunds von 1658. Über den Versuch eines „Pufferstaats“ am linken Rheinufer wäre mehr zu sagen gewesen. Verdienstlich ist die Feststellung der Forderungen der „natürlichen Grenzen“ im Verlauf der Jhh. Die Literaturangaben im Anhang sind recht zahlreich, doch fehlt gerade die Schrift von A. Cartellieri von 1914, die dasselbe Thema behandelt. Über Karl von Anjou wären die Arbeiten des Unterzeichneten, über Pierre Dubois die von Zeck (Berlin 1911) zu nennen gewesen. Über den Drang nach Machtausbreitung, die in der Idee der Gironde und der Revolution überhaupt lag, hätte auch etwas gesagt werden müssen.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Bruns-Wüstefeld, Kurt, Dr., **Die Uckermark in slavischer Zeit, ihre Kolonisation und Germanisierung.** 8⁰. XVI und 225 S. Prenzlau, Kommiss.-Verl. Mieck, 1919.

In eindringender Untersuchung, deren 3. Teil bereits 1915 als Kieler Dissertation erschienen ist, behandelt B. die höchst problematische älteste Geschichte der Uckermark.

Der 1., topographische Teil wendet sich besonders der strittigen Frage nach der östlichen und südlichen Begrenzung des Gebietes der Ucker zu und setzt sich gründlich mit abweichenden Ansichten älterer und neuerer Forscher auseinander. Von der Namensform ausgehend, sieht B. in den Ukrern das östlichste liutizische Grenzvolk gegen die Pommern, läßt sie aber, entgegen der vorherrschenden Meinung, nach Osten bis an die Oder, nach Süden bis an die Finow reichen. In der Beweisführung geht B. vornehmlich davon aus, daß die in der Stiftungsurkunde des Brandenburger Bistums neben den Ukrern an der Diözesannordgrenze angeführten Riaciani westlich von jenen lokalisiert werden müssen, statt mit Quandt anzunehmen, daß sie die Ukrer südlich der Welse gegen Norden überflügelt haben. Ferner seien die in der gleichen Urkunde genannten Zamcici nicht mit Böttger und Curschmann im Welse-Finow-Gebiet zu suchen, sondern mit den Zemzici der von Curschmann als gefälscht erwiesenen Havelberger Stiftungsurkunde identisch, die nördlich des Plauer Kanals gewohnt und erst im 15. Jh. zum Bistum Havelberg gehört haben.

Nicht so überzeugend wie diese gut gestützte Ansicht wirkt die Lösung der im Zusammenhang hiermit behandelten Frage der Gleichsetzung von Dassia und Desseri, die von den beiden Urkunden in gleicher Weise erwähnt werden. Erscheint auch Curschmanns Führung der Diözesangrenze an dieser Stelle keineswegs gesichert, so sind doch B.s Gegengründe nicht stark genug, um die auffällige Spaltung der Havelberger Diözese durch einen bischöflich brandenburgischen Dossegau glaubhaft zu machen. Hier versagen denn doch wohl die Quellen.

Mangel an Überlieferung zwingt B. im 2. Teil, aus den Quellen anderer Grenzgebiete bis ins 12. Jh. nur ein allgemeines Bild der slavischen Siedlungsverhältnisse zu schöpfen, wobei er zu einer Fülle hier nicht zu erörternder Probleme Stellung nimmt. B. lehnt die Auffassung ab, daß bei den Slaven kein Individualbesitz, sondern nur Agrarkommunismus geherrscht habe, der der deutschen Individualwirtschaft gegenüberstand (S. 141). Das Randow-Oderland wurde 1124 durch Otto von Bamberg christianisiert und ist damit zugleich unter pommersche Herrschaft gekommen (S. 168). Der Wendenadel verschmolz sich frühzeitig mit dem deutschen und hat die Germanisierungszeit nicht überdauert; die domini slauicarum uillarum der Choriner Urkunde von 1274 (A. XIII, 217) sind

nicht Wenden (Guttmann), sondern Deutsche (S. 177). Der Beginn der Germanisierung des Welse-Finowlandes ist etwa auf 1229 oder 1230 anzusetzen (S. 188).

Den 3. Teil, der sich mit der Zeit der Kolonisierung und Germanisierung beschäftigt, hat bereits Hofmeister eingehend gewürdigt (Forsch. z. B. P. G. Bd. 21, [1919], S. 254 f).

Äußerlich wären häufigere Absätze im Text der Übersichtlichkeit der Arbeit zugute gekommen. Die Neigung B.s zu langen verwickelten Schachtelsätzen, die zuweilen geradezu Stilwidrigkeiten aufweisen (z. B. S. 186, 21; 189, 7; 199, 18 u. a.), beeinträchtigt die Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung erheblich. Sachlich stellt aber das Buch als Erstlingsschrift eine vortreffliche Leistung und wertvolle Bereicherung der ostdeutschen Kolonisationsgeschichte dar.

Berlin-Lichterfelde. Gustav Abb.

Keller, Ludw., Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt u. in ihre Gesch. 2. Aufl. Hrsg. v. Georg Schuster. (Aus Natur u. Geisteswelt, 463. Bdch.) 8°. 117 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. M. 1.50.

Diese kleine Schrift des um die Erforschung der Geschichte der Freimaurerei verdienten Forschers liegt schon 4 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in einer 2. Aufl. vor. Schuster hat diese besorgt und dabei mancherlei Veränderungen an der ursprünglichen Fassung vorgenommen. Die neuesten Forschungen sind benutzt und die Literatur-Angaben ergänzt. Weiter aber hat Sch. stark gekürzt. Er hat ausgeschieden oder beschnitten, was nicht streng zum Thema gehörte, so besonders polemische Auseinandersetzungen, ferner historische und philosophische Erörterungen allgemeiner Art (die Vorrede Kellers zur 1. Aufl. hätte übrigens wohl nicht gekürzt zu werden brauchen). Auch stilistisch hat der Hrsg. geändert. Teils Sätze, teils ganze Abschnitte und Gedankenreihen sind fortgefallen. Manchem wird das vielleicht etwas weitgehend erscheinen. Aber Sch. hat es sehr geschickt gemacht, und es ist nicht zu verkennen, daß das Büchlein an praktischer Brauchbarkeit für einen größeren Leserkreis gewonnen hat; die Ausführungen erscheinen jetzt präziser, klarer, gewähren einen leichteren Überblick. Wer tiefer in K.s philosophische Gedankengänge hineinblicken will, mag seine preisgekrönte Arbeit „Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben“ (1911) zu Rate ziehen.

R. gibt einen Einblick in den Gedanken- und Gefühlsgehalt der „Königlichen Kunst“, besonders in den Humanitätsgedanken, der ihre Grundlage bildet, und erörtert ferner die Entwicklung dieser Gedanken und der Freimaurerei. Selbst-

verständlich vertritt er auch hier seine bekannte These, daß die Freimaurerei nicht aus der Werkmaurerei hervorgegangen, und daß sie älter als 1717 (Begründung der Großloge von England) sei. Er sucht die freimaurerische Ideenwelt mit der „griechischen Weisheit", mit den Johannesjüngern, mit den Sozietäten und Akademien der Renaissance u. a. Gesellschaften in Zusammenhang zu bringen. Wenn man ihm auch nicht in allem Einzelnen wird folgen können, wenn er sich auch von seiner leichtbeschwingten Phantasie manchmal allzu schnell zu unsicheren Schlüssen hat führen lassen und insbesondere zu viel Weltereignisse hat auf die Wirksamkeit von Freimaurern zurückführen wollen, wie es auch zuweilen andere getan haben (vgl. meine methodologischen Bemerkungen in dem Aufsatze „Die Erhebung von 1813 und ihre geistigen Träger" zu dem Buche von J. Haarhaus „Deutsche Freimaurer z. Zt. der Befreiungskriege" 1913 in den Monatsheften d. Comenius-Ges. f. Kultur u. Geistesleben, 1914, S. 113 ff.) — im Prinzip hat K. doch wohl recht: nur mit historisch-philologischen Forschungen kommt man solchen Erscheinungen nicht auf den Grund. Es sind ideengeschichtliche Erscheinungen, die man nicht nach dem Grundsatz „quod non est in actis, non est in mundo" erledigen und meistern kann. Intuition, tiefes Eindringen in das Wesen der geistigen Bewegungen und Ideen leisten mehr dafür und führen weiter und tiefer. Dafür war K. zweifellos beanlagt, und darin lag seine Stärke; nur fehlte ihm zuweilen die kühle Ruhe der Selbstkritik und die doch auch notwendige sichere Beherrschung der philologischen Methode.

Mancher Leser wird vielleicht enttäuscht sein, daß er aus dem Buche nichts von der Symbolik der Freimaurerei und ihrem tiefen Sinn erfährt. Mir scheint, man brauchte darin nicht gar so ängstlich zu sein und könnte ruhig in solcher Schrift etwas Allgemeines darüber sagen.

Aber abgesehen von solchen kleinen Ausstellungen ist das Buch eine treffliche Einführung in das Wesen und die Geschichte dieser Kunst- und Lebensgemeinschaft, die sich die Erziehung ihrer Anhänger zur Humanität zum Ziel setzt.

Bartenstein (Ostpr.). Wilh. Steffens.

Leipziger Schöffenspruchsammlung, hrsg., eingel. u. bearb. von Guido Kisch. (Quell. z. Gesch. d. Rezeption. 1. Bd. Gr. 8°. XVI, 126 u. 655 S. Leipzig, S. Hirzel, 1919.

Ob der Hrsg. des stattlichen, im Auftrag des Sächs. Forschungsinstituts f. Rechtsgesch. in Leipzig veröffentlichten Bandes Recht hatte, jedes Eingehen auf den Inhalt seiner Quellen zu vermeiden (S. 110 f. Anm. 1) und die Darlegung der Verfassung des Leipziger Schöffenstuhls einer gesonderten

Abhandlung über den Oberhof Magdeburg vorzubehalten, will ich nicht entscheiden. Die Erfahrung zeigt, daß, je reichhaltiger eine neue Quelle eingeführt wird, desto größerer Anreiz zu ihrer bearbeitenden Aufnahme in die Wissenschaft besteht. Zu tun blieb für den Hrsg. auch so genug. In sorgsamster Durchforschung der sogen. Parallelsammlungen, d. h. dieselben Fälle behandelnden Spruchhandschriften, und der unmittelbaren Quellen, vor allem der bisher als solche unerkannten vermehrten Glosse zum sächsischen Weichbild, mußte zunächst der allgemeine Charakter der Schöffenspruchsammlung als zwar private und laienhafte, aber desto getreuere Wiedergabe amtlicher Aufzeichnungen aus den Kreisen des Leipziger Stuhls festgestellt werden. In dieser Form geht ihr Inhalt hinter die ältesten erhaltenen amtlichen Schöffensprüche Leipzigs weit zurück bis zur Mitte des 15. Jhs., ja in einzelnen Weistümern, deren Zusammenhang mit den späteren Urteilen hier besonders deutlich wird, sogar ins 14. Jh. hinauf. Ein musterhaftes Wort- und Sachregister sowie ausführliche Spruchkonkordanzen nach Orten, Daten, Sachen und Parallelen werden die Benutzung erleichtern.

Berlin. Carl Brinkmann.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert und noch nicht besprochen.)

Abel, Otto, Kaiser Karls Leben v. Einhard. 4. Aufl., bearb. v. M. Tangl. Leipzig, Dyk, 1920. M. 4.—.

Adametz, Leop., Herkunft u. Wanderungen d. Hamiten usw. Wien, Forschungsinst. f. Osten u. Orient, 1920. M. 30.—.

Albert, P. P., 800 Jahre Freiburg i. Br. 1120—1920. Bilder a. d. Gesch. d. Stadt. Freiburg, Herder, 1920. M. 8.— u. Zuschl.

Barth, Paul, Die Gesch. d. Erziehg. in soziolog, u. geistesgesch. Beleuchtg. 3. u. 4. Aufl. Leipz., O. R. Reisland, 1920. M. 46.—.

Baeumker, Clem., Petrus de Hibernia, d. Jugendlehrer d. Thom. v. Aquino, u. seine Disputation vor König Manfred. Münch., G. Franz, 1920. M. 3.—.

Behncke, Vizeadm. z. D., Unsere Marine im Weltkriege u. ihr Zusammenbruch. Berlin, C. Curtius, 1920. M. 3.—.

Bender, Georg, Heimat u. Volkstum d. Familie Koppernigk (Copernicus). Breslau, Ferd. Hirt, 1920. M. 3 — u. 100 % Zuschl.

v. Bernhardi, Friedr., Vom Kriege d. Zukunft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 15.—.

Jahrb. f. Brandenburgische Kirchengesch. 18. Jahrg. Berlin, Mart. Warneck, 1920. M. 4.50.

Brandt, Rolf, Versailles 28. Apr. b. 28. Juni. Berlin, C. Curtius, 1919. M. 2.—.

Bretholz, Berth., Neuere Gesch. Böhmens. 1 Bd.: 1564—76. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 26.—.

Briefs, Goetz, Untergang d. Abendlandes. Christentum u. Sozialismus. Eine Auseinandersetzg. mit Osw. Spengler. Freiburg, Herder, 1920. M. 7.50 u. Zuschl.

Bull, Edv., Leding. Militär-og Finansforfatning i Norge i äldre Tid. Christiania u. Kopenh., Steenske Forlag, 1920.

Carlquist, Gunnar, Carl Fredr. Scheffer och Sveriges politiska förbindelser med Danmark 1752—65. Lund, Gleerup, 1920.

Cohn, Willy, Das Zeitalter d. Normannen in Sizilien. Bonn, Kurt Schroeder, 1920. M. 10.—.
Corti, E. C., Alex. v. Battenberg. Sein Kampf mit d. Zaren u. Bismarck. Wien, L. W. Seidel u. Sohn, 1920. M. 40.—.
Darmstaedter, Paul, Gesch. d. Aufteilg. u. Kolonisat. Afrikas s. d. Zeitalter d. Entdeckgn. 2. Bd. Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1920. M. 12.—.
Delbrück, Hans, Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn. Berlin, C. Curtius, 1920. M. 2.—.
Deutsch-Nordisches Jahrb. f. Kulturaustausch u. Volkskunde. Jg. 1921. Hrsg. v. Walt. Georgi. Jena, Eug. Diederichs, 1921. M. 20.—.
Diels, P., Die Slaven. Leipz., Teubner, 1920. M. 3.50 u. 100% Zuschl.
Dörzbacher, Erw., Die dtsch. Sozialdemokratie u. d. nation. Machtpolitik b. 1914. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 18.—.
v. Eckardt, Jul., Aus d. Tagen v. Bismarcks Kampf gegen Caprivi. Leipzig, S. Hirzel, 1920. M. 8.—.
Ehrengabe deutsch. Wissenschaft, dargeb. v. kathol. Gelehrten. Hrsg. v. Franz Fessler. Freiburg, Herder, 1920. Geb. M. 250.—.
Festgabe, Gerh. Seeliger z. 60. Geburtstage. Leipz., Dieterich, 1920. M. 32.—.
v. Freytag-Loringhoven, Frhr., Heerführung im Weltkriege. 1. u. 2. Bd. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 16.— u. M. 25.—.
Materialien betr. d. Friedensverhandlgn. 3. u. 9. Tl. Charlottenbg., Dtsch. Verlagsg. f. Pol. u. Gesch., 1919, 1920. M. 3.— u. M. 4.50.
Friis, Aage, Bernstorfferne og Danmark. Bidr. t. den danske Stats polit. og kulturelle Udviklingshistorie 1750—1835. 2. Bd. Kopenhagen, Gyldendalske Boghandel, 1919.
—, Ophaevelsen af Pragfredens Artikel 5. (S.-A. aus „Tilskueren", Febr. 1921). Kopenhagen, 1921.
Necrologia Germaniae. 4. Bd. 1. Tl. Hrsg. v. Max Fastlinger † u. Jos. Sturm. Berlin, Weidmann, 1920. M. 100.—.
Gescher, Franz, Der köln. Dekanat u. Archidiakonat in ihrer Enstehg. u. erst. Entwicklg. Stuttg., Ferd. Enke, 1920. M. 28.—.
Gregorii VII. Registrum. Liber I—IV. Berl., Weidmann, 1920. M. 20.—
Gronen, Editha, Die Machtpolitik Heinrichs d. Löwen u. sein Gegensatz gegen d. Kaisertum. Berlin, Emil Ebering, 1919. M. 10.—.
Groos, Karl, Bismarck im eigenen Urteil. Berl., J. G. Cotta Nf., 1920. M. 12.—.
Grosse, Rob., Röm. Militärgesch. von Gallienus b. z. Beginn d. byzant. Themenverfassg. Berl., Weidmann, 1920. M. 24.—.
Helbok, Adolf, Regesten von Vorarlberg u. Liechtenstein b. z. J. 1260. 1. Liefg. u. 1. Exkurs. Bern, K. J. Wyss Erben. (Stuttg., W. Kohlhammer), 1920. Kr. 80.—.
Helm, Rud., Hugo Grotius. Rostock, H. Warkentien, 1920.
Hofer, Cuno, Les germes de la Grande Guerre. Zürich, Schultheß & Co., 1919.
Hoffmann, Heinr., Karl d. Gr. im Bilde d. Geschichtschreibg. d. frühen Ma. Berlin, Em. Ebering, 1919. M. 9.35.
Holm, Fritz Vikt., Über Schwedens Handels- u. Seefahrtsbeziehgn. zu Hamburg. Hambg., P. Hartung, 1920. M. 7.50.
Imberg, Kurt Ed., Der Nikaragua-Kanal. Eine hist.-dipl. Studie. Berl., Theod. Lissner, 1920. M. 15.—.
Immanuel, Fr., Der Weltkrieg 1914—19. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 26.—.
Joachimsen, P., Vom dtsch. Volk z. dtsch. Staat. 2. Aufl. Leipz., Teubner, 1920. M. 3.50 u. 100% Zuschl.
Briefwechsel König Johanns v. Sachsen mit G. Ticknor. Hrsg. v. Johann, Herzog z. Sachsen, u. E. Daenell. Leipz., Teubner, 1920.
Kalkoff, Paul, Ulrich v. Hutten u. d. Reformation. Leipz., Rud. Haupt, 1920. M. 40.—.
Kjellén, Rud., Die Großmächte u. d. Weltkrise. Leipz., Teubner, 1920. M. 9.—.
—, Grundriß z. ein. System d. Politik. Leipz., S. Hirzel, 1920. M. 6.50.

Klippel, Annemarie, Die völkerrechtl. Grundlagen d. dtsch. Königsrechte auf Italien. Berl., Em. Ebering, 1920. M. 4.—.
Krauß, Alfr., D. Ursach. uns. Niederl. Münch., J. F. Lehmann, 1920. M. 16.—.
Kretschmayr, Heinr., Gesch. v. Venedig. 2. Bd. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 50.—.
Andr. Fred. Kriegers Dagböger 1848—80. 1. u. 2. Bd., hrsg. v. El. Koppel, A. Friis u. P. Munch. Kopenh., Gyldendalske Boghandel, 1920, 1921.
Lasson, Georg, Hegel als Geschichtsphilosoph. Leipz., F. Meiner, 1920. M. 6.—.
Lenz, Max, Kl. hist. Schriften. 2. Bd. München., R. Oldenbourg, 1920. M. 24.—.
Lieven-Riga, Wilh., Rußlands Zerfall u. d. Erneuerung d. Baltikums. Berlin, C. Curtius, 1920. M. 1.50.
Ludendorff, Er., Meine Kriegserinnergn. 1914—18. Volksausg. Berl., E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 22.—.
Luyken, Max, GFM. v. Mackensen. Von Bukarest bis Saloniki. München, J. F. Lehmann, 1920. M. 6.
Madsack, Er., Der Antimachiavell. Ein Beitr. z. Entstehungsgesch. u. Kritik. Berl., Em. Ebering, 1920. M. 8.—.
Mayer, Theod., Die Verwaltungsorganisationen Maximilians I. Ihr Ursprung u. ihre Bedeutg. Innsbr., Wagner, 1920. M. 10.—.
De Melville, Edg., Vermittlg. u. gute Dienste in Vergangenheit u. Zukunft. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 14.—.
Meyer, Karl H., Die Fahrt d. Athanasius Nikitin über d. 3 Meere. Reise e. russ. Kaufm. n. Ostindien 1466—72. Lpz., Historia-Verl., 1920. M. 3.—.
—, Erich W., Staatstheorien Papst Innocenz' III. Bonn, Marcus u. Weber, 1920. M. 6.—.
Molden, Berth., Die Politik d. Besiegten. 2. Aufl. Berl., C. Curtius, 1920. M. 8.—.
Much, R., Deutsche Stammeskunde. Berl., Vereinig. wissensch. Verleger, 1920. M. 1.20 u 100 % Zuschl.
Müller, Gg. Herm., Richard Wagner in d. Mairevolution 1849. Dresd., Osk. Laube, 1919. M. 6.—.
Neundörfer, Dan., Studien z. ältest. Gesch. d. Klosters Lorch. Berl., Weidmann, 1920. M. 8.—.
Niedner, Fel., Islands Kultur z. Wikingerzeit. Jena, Eug. Diederichs, 1920. M. 15.—.
Norden, Ed., Die germ. Urgesch. in Tacitus Germania. Leipz., Teubner, 1920. M. 30.—.
Paschen, Vizeadm. z. D., Das Ende d. Weltkr. Berl., C. Curtius, 1920. M. 1.—.
Perels, Ernst, Papst Nikolaus I. u. Anastasius Bibliothecarius. Berlin, Weidmann, 1920. M. 20.—.
Philippi, F., Einführg. in d. Urkk.-Lehre d. dtsch. Ma. Leipz., Kurt Schroeder, 1920. M. 12.—.
Pirchegger, Hans, Gesch. d. Steiermark. 1. Bd. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 30.—.
Platzhoff, W., Bismarcks Bündnispolitik. Bonn, K. Schroeder, 1920. M. 2.60.
Plehn, Hans, Bismarcks ausw. Politik nach d. Reichsgründg. Münch., R. Oldenbourg, 1920. M. 28.—.
Prochnow, Fritz, Das Spolienrecht u. d. Testierfähigkeit d. Geistlichen im Abendl. b. z 13. Jh. Berl., Em. Ebering, 1919. M. 5.—.
Proesler, Hans, Das Problem e. Entwicklungsgesch. d. hist. Sinnes. Berl., Em. Ebering, 1920. M. 6.—.
Reh, H., Zur ma. Kulturgesch. Staat u. Kirche im Ma. Würzbg., Kabitzsch u. Mönnich, 1920. M. 4.—.
v. Richthofen, Frhr. Wilh., Zurückgehaltenes u. Unterdrücktes aus 4 Kriegsjahren. Berl., C. Curtius, 1919. M. 2.—.
Riesch, Helene, Die heil. Hildegard v. Bingen. 2. u. 3. Aufl. Freibg., Herder, 1920. M. 8.40.
XI. Bericht d. Röm.-Germ. Kommission 1918/9. Frankf. a. M., Jos. Baer u. Co., 1920. M. 6.—.
Rosenzweig, Franz, Hegel u. d Staat. 1. u. 2. Bd. Münch., R. Oldenbourg, 1920. M. 20.— u. M. 24.—.

Ruedorffer, J. J., Die 3 Krisen. Eine Untersuchg. über d. gegenw. polit. Weltzustand. Stuttg., Dtsch. Verlagsanst., 1920. M. 8.—.
Salomon, F., Die dtsch. Parteiprogramme. 3. Tl. Leipz., Teubner, 1920. M. 4.80 u. Zuschl.
Scheuten, Paul, Das Mönchtum in d. altfranz. Profandichtung. Münster i. W., Aschendorff, 1920. M. 7.20.
Schiemann, Paul, Das Fiasko d. russ. Demokratie. Berl., C. Curtius, 1918. M. 1.80.
Schilling, Otto, Der kirchl. Eigentumsbegriff. Freibg., Herder, 1920. M. 3.—.
Schlitter, Hanns, Versäumte Gelegenheiten. D. okroyierte Verfassg. vom 4. März 1849. Zürich, Amalthea-Verl., 1920. M. 9.50.
—, Aus Österreichs Vormärz. 1.—4. Bd. Zürich, Amalthea-Verl., 1920. Je M. 7.—.
Schlosser, Jul., Die dtsch. Reichskleinodien. Wien, Ant. Schrobl u. Co., 1920. M. 10.—.
Schmidt, Günth., Die alte Grafschaft Schaumburg usw. Götting., Vandenhoeck u. Ruprecht, 1920. M. 16.—.
Schmitt, Karl H., Erzbischof Adalbert I. v. Mainz als Territorialfürst. Berl., Weidmann, 1920. M. 5.—.
Scholz, Heinr., Zum Untergang d. Abendlandes. E. Auseinandersetzg. mit Osw. Spengler. Berl., Reuther u Reichard, 1920. M. 3.—.
Schoenian, Dan., Die Idee d. Volkssouveränität im ma. Rom. Leipz., J. F. Koehler, 1919.
Schottenloher, Karl, Tagebuchaufzeichngn. d. Regensburger Weihbischofs Pet. Krafft 1500—30. Münster, Aschendorff, 1920. M. 6.—.
Schrameier, W., Ausw. Amt. u. Auslandsvertretg. Vorschläge z. Reform. Berl., C. Curtius, 1920. M. 1.50.
v. Schubert, Hans, Der Kommunismus d. Wiedertäufer in Münster u. seine Quellen. Heidelb., C. Winter, 1919. M. 2.90 u. 50% Zuschl.
Seeberg, Reinhold, Lehrbuch d. Dogmengesch. 4. Bd., 2. Tl. Leipz., Deichert. 1920. M. 54.—.
Stählin, Karl, Jac. v. Stählin. Ein biogr. Beitr. z. dtsch.-russ. Kulturgesch. d. 18. Jh. Leipz., Historia-Verl., 1920. M. 5.—.
—, Gesch. Elsaß-Lothringens. Münch., R. Oldenbourg, 1920. M. 26.—.
Stammler, Wolfg., Gesch. d. niederdtsch. Literatur. Leipz., Teubner, 1920. M. 3.50 u. Zuschl.
Stegemann, Herm., Geschichte des Krieges. 3. Bd. Stuttg., Dtsch. Verlagsanst., 1919. M. 24.—.
Stimming, M., Dtsch. Verfassungsgesch. v. Anfang d. 19. Jh. b. z. Gegenw. Leipz., Teubner, 1920. M. 3.50 u. 100% Zuschl.
Ungnad, Arth., Briefe König Hammurapis 2123—2081 v. Chr. Berl., C. Curtius, 1920. M. 10.—.
Veit, Andr. Ludw., Kirche u. Kirchenreform in d. Erzdiözese Mainz 1517—1618. Freibg., Herder, 1920. M. 25.— u. Zuschl.
Wahl, Adalb, Vom Bismarck d. 70er Jahre. Tübing., J. C. B. Mohr, 1920. M. 11. u. 75% Zuschl.
Wankel, Aug., Altes und Neues fürs Leben. Aus d. Nachlaß hrsg. v. Carl Scherer. Stuttg., Greiner u. Pfeiffer, 1920. M. 10.—.
Werminghoff, Alb., Ludw. v. Eyb d. Ältere 1417—1502. Halle, M. Niemeyer, 1919. M. 40.—.
Wiskott, Wilh., Die Volksherrschaft als nationales Ziel. Ein dtsch. Volksprogramm. Berl., C. Curtius, 1920. M. 1.—.
—, Vom Bundesstaat dtsch. Fürsten z. nation. Volksstaat. Berl., C. Curtius, 1920. M. 1.80.
Wolff, Rich., Studien z. Luthers Weltanschauung. Münch., R. Oldenbourg, 1920. M. 10.—.
Woyte, Curt, Antike Quell. z. Gesch. d. Germanen. Leipz., R. Voigtländer, 1920. M. 8.—.
Zobel v. Zabeltitz, Max, Der dtsch. Geist u. d. Form. Münch., C. H. Beck, 1920. M. 6.—.

Literatur zur Weltgeschichte.

I.

Wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, einige neuere Schriften, die das Gebiet der Weltgeschichte durchmessen, eingehender zu würdigen, so kann dies selbstverständlich nur unter allgemeinen oder formellen Gesichtspunkten und ohne jede Absicht einer Kritik des Einzelnen oder Stofflichen geschehen. Solche Einzelkritik würde zu weit führen; denn als stoffliche Grundbestandteile kommen für die Weltgeschichte nicht einzelne Tatsachen, Vorgänge, Zustände und Personen in Frage, sondern ganze Tatsachenreihen, Zeiträume, Gesamtzustände und Völker. Weltgeschichte erfordert, heute mehr noch als je, bei dem riesigen Umfange und dem wirklich weltweiten Inhalte des ihr zugrunde liegenden Begriffs nicht bloß ein gut Teil forschender oder nachprüfender Arbeit, sondern auch eine geschickt darstellende Zusammenfassung vieler Forschungsergebnisse; und am wichtigsten wird sie uns fast als Kundgabe einer methodologischen Überlegung sowie vor allem als Ausdruck einer philosophischen Wertung.

Man mag ein überzeugter Freund der Geschichte, aber man kann sehr zweifelhaft sein, ob es eine Wissenschaft der Geschichte gibt; und viele sind, die bestimmt zu wissen meinen, daß es eine Wissenschaft der Weltgeschichte nicht gibt.

Die Weltgeschichte zeigt sich zwar bemüht, den geschichtlichen Stoff unter besonderen wissenschaftlichen und künstlerischen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und erweckt somit mehr oder weniger den Anschein eines Ganzen: sie sucht eine in sich begründete und zusammenhängende Ansicht zu geben. Sie geht von Rechts wegen und aus fachmännischer Anteilnahme jeden Historiker an, und sie scheint, wie die Ergebnisse geschichtlicher Forschung, so die Persönlichkeiten der Forscher gleichsam in einem Zielpunkte ihres Strebens zu vereinigen.

Allein das ist tatsächlich nur Schein. Denn wie das, was man als Geschichtswissenschaft bezeichnet, nach vieler Meinung der ebenmäßigen Grundlage, des zusammenhaltenden Mittels und des gleichen Zieles durchaus entbehrt, so erweist sich die Weltgeschichte nach ihrer ganzen Beschaffenheit keineswegs als geeignet, das eine oder das andere zu bieten. Für manchen Fachhistoriker ist schon der Begriff „Welt-

geschichte“ etwas höchst Problematisches; er führt ganz von selbst zu allerlei Fragen, z. B.: Welche Tätigkeitsgebiete menschlichen Daseins? Welche Formen menschlichen Wirkens? Welche räumliche Ausdehnung? Welche zeitliche Begrenzung? Welche wechselseitigen Beziehungen der Völker und der Staaten, der Gemeinschaften und der Einzelnen, der Kulturen und Zivilisationen? Welche Motive, Tendenzen und Ideen? Endlich, welche Antriebe der Forschung und Darstellung? Und welche Mittel der Erkenntnis?

Der Fachhistoriker, der vielfach als politischer Historiker auftritt, hat eine einleuchtende Isolierung vorgenommen, sofern er den Staat in den Mittelpunkt des geschichtlichen Daseins stellt. Das ist ganz wohl möglich, wenn die Geschichte eines einzelnen Volkes dargestellt wird; denn in diesem Falle vermag man den Staat als höchste Erfüllung des völkischen Daseins aufzufassen, als ein Absolutes. Für die weltgeschichtliche Betrachtung rücken aber all die Völker und Staaten, mit denen sie sich beschäftigt, in das Licht des Relativen; Staat und Volk geraten in die Unrast des weltgeschichtlichen Getriebes hinein, in das „ewige Werde“, in die „Schöpfung ohne Sabbath“. Die Weltgeschichte bedarf einer höheren Kategorie. Soll es der Völkerbund sein?

Dazu kommt ein anderes. Jene eben erwähnte Isolierung mutet allerdings wissenschaftlich an; ihre Berechtigung wird aber nicht bloß aus der weltgeschichtlichen Betrachtung heraus, sondern auch an und für sich bestritten, weil geschichtliches Leben organisches Leben ist und jene Isolierung demgemäß für die gleichwägende Betrachtung auf die Dauer nicht haltbar ist.

Der Staat bedeutet viel, denn er stellt den Ausdruck der Macht dar und ist deshalb für ein seiner selbst bewußtes Volk alles. Aber Kultur bedeutet mehr, weil sie der Ausdruck *erhöhten* geschichtlichen Daseins ist, weil sie als echt und allgemein menschliche Angelegenheit die Beschränktheit des völkischen Daseins und des bloßen Machtstandpunktes überwindet. Ob freilich völkische Kultur im höchsten Sinne ohne staatliche Macht denkbar sei oder ob andrerseits das völkische Dasein beim Eingehen in eine Weltkultur nicht verlieren, und endlich, ob die Weltkultur ohne Befruchtung durch völkische Kulturen nicht schließlich verblassen, erlahmen und absterben würde, ist eine andere Frage und heute beinahe keine Frage mehr. Denn immer wieder ergibt sich, daß menschliches Dasein sich erst ganz erfüllt im Herüber und Hinüber des Äußeren und Inneren (Macht und Kultur) und im fortdauernden Gegeneinanderwirken und Sichdurchdringen des Einzelnen und des Allgemeinen.

Allein mag der Begriff „Weltgeschichte“ so angefochten sein, wie er will — und im folgenden wird sich noch manches Bedenken erheben —: dennoch wird es den Geschichtschreiber immer wieder locken, „die Mär der Weltgeschichte aufzufinden“

und gestaltend darzustellen; und immer wird es Liebhaber der Geschichte geben, die eine Übersicht über menschliches Tun und Treiben gewinnen möchten, die sich gern in die früheren Zustände unseres Geschlechtes versenken sowie all die Entwicklungen und Geschehnisse eines mehrtausendjährigen Geschichtsablaufs verfolgen. Man will Altes in neuem Lichte sehen; man will Summen ziehen und Ergebnisse buchen; man will lernen und aus der Erkenntnis früherer Zeiten Anregungen für die Gestaltung der eigenen Zeit und Antriebe für das eigene Tun gewinnen: historia magistra vitae!

Und ist die Weltgeschichte nicht auch das Weltgericht? Schiller wenigstens hat es als Gewißheit ausgesprochen; und erwarten wir nicht von diesem höchsten Richterstuhle aus ein Urteil, das uns wiederherstellt?

Zwei der vorliegenden Veröffentlichungen knüpfen an den Namen Georg Webers an, der sich dreimal um die Weltgeschichte bemüht hat: zuerst (1846) in einem häufig aufgelegten Lehrbuch, dessen sich Rieß in einer Neubearbeitung angenommen hat; sodann mit einer ausführlicheren Darstellung, die gleichfalls mehr als 20 Aufl. erlebte, im Laufe der Zeit zu 4 stattlichen Bänden anwuchs und in einem Sonderdruck aus dem Umfange des 4. durch Schmidt-Breitung fortgeführten Bandes vorliegt; zuletzt, 1857—80, um die breit angelegte „Allgem. Weltgesch.“ in 15 Bänden. Ein Schüler des universal gerichteten Friedr. Christoph Schlosser, fing W. als Schulmann mit dem fein gegliederten, gediegenen Lehrbuch an, um mit jenem Riesenwerk zu enden, das vielleicht dazu bestimmt war, auf alle Fälle aber geeignet gewesen wäre, die 18bändige, unter dem Namen seines Lehrers Schlosser gehende „Weltgesch. f. d. deutsche Volk“ zu ersetzen, wenn nicht mannigfache Umstände es gehindert hätten.

Zwar ist auch dieses umfangreiche Werk W.s, in Wahrheit sein Lebenswerk, bereits während der 80er Jahre in 2. Aufl. erschienen; aber eine 3. kam bis auf unsere Tage nicht heraus[1]). In jenen 80er Jahren dachte man schon durchaus „spezialistisch“; und so rühmte sich denn die 2. Aufl. der Weberschen Allgemeinen Weltgeschichte ganz zeitgemäß der „Mitwirkung von Fachgelehrten“. Nur der Altmeister geschichtlicher Forschung und historischer Kunst, Ranke, durfte in denselben 80er Jahren, wenn auch keineswegs unangefochten, sich daran wagen, als Einzelner eine Weltgeschichte zu schreiben.

Das Zeitalter gehörte den Fachgelehrten; und die weiteren Weltgeschichten, von der Onckenschen bis zur neuesten Hart-

---

[1]) Nun hat sich Rieß auch diesem gewaltigen Werk gewidmet und den 1. Bd. herausgebracht.

mannschen, wurden Sammlungen von Darstellungen einzelner Geschichtsepochen oder einzelner Volksgeschichten. Der Begriff „Weltgeschichte“ schien der Auflösung anheimgegeben, bis ihm Helmolt, gegen Ende des vorigen Jhs., eine neue, geographische und entwicklungsgeschichtliche, Grundlage zu schaffen suchte. Gleichzeitig etwa faßte Breysig den höchst beachtenswerten Gedanken des Stufenbaues der Weltgeschichte, den er im einzelnen nachzuweisen und auszuführen sich anschickte, während Lamprecht uns die lockende Aussicht eröffnete, auf der Grundlage jener von ihm in der deutschen Geschichte nachgewiesenen Kulturzeitalter eine wahrhafte Universalgeschichte erstehen zu sehen. Ob Lamprechts Tod uns um diese Aussicht gebracht hat? Ob Breysig seine Geschichte der Menschheit vollendet? Ob er die Umrisse, die er entworfen, zum Bilde rundet? Ob er die Teile, die er bisher geboten, ergänzt und zum Gesamtwerk verknüpft?

Wir freuen uns dieser und ähnlicher Bemühungen, das Gedankengeflecht in dem geschichtlichen Stoff bloßzulegen, sowie jenes Helmoltschen Versuches, die räumlichen Beziehungen vereinheitlichend in den Vordergrund zu stellen. Wir hängen weiter mit unzerstörbarer Treue an dem schönen Gedanken einer ausführlichen Weltgeschichte, die ein einzelner geschrieben hat, heiße er Schlosser oder Weber oder Ranke; und deshalb berichten wir gern und an erster Stelle von Theod. Lindner[1]), der sich ursprünglich, in seiner 9bändigen Weltgeschichte, auf die ma.-modernen Zeiten seit der Völkerwanderung beschränken zu müssen geglaubt hatte und erst spät daran ging, seinem Werke nachträglich die Geschichte des Altertums vorn anzubauen, so daß es nun als 10bändiges Werk dasteht. Und wenn L. auch in diesem 1. Bd., der von den vorgeschichtlichen Anfängen des menschlichen Geschlechts bis auf Augustus Zeiten herabführt, nicht als selbsttätiger Geschichtsforscher spricht, so hat er sich doch mittels der ausgezeichneten Werke, die diese Zeiträume behandeln, und „mit einiger Einsicht in die Quellen“ eine Gesamtanschauung erarbeitet, die er gehaltvoll und anspruchslos vorträgt: die alte Geschichte bildet ihm „ein eigenes Blatt in dem großen Buche der Menschenwelt. Es enthält die Einleitung unseres Geisteslebens, aber es wurde mit Gewalt herausgerissen, und nur dürftige Reste blieben im Zusammenhang mit den Seiten, welche die späteren Geschicke aufzunehmen hatten.“ Der Inhalt ist sachgemäß und nach alter, wohlbewährter Art ethnographisch gegliedert, so daß im 1. Buch die Frühzeit, im 2. (S. 43—142) Asien und Ägypten, im 3. die Griechen und im 4. (S. 337—513) Rom behandelt wird.

---

[1]) Theod. Lindner, Weltgeschichte in 10 Bdn. 1. Bd.: Altertum. Mit Bildnis d. Vf. 1.—3. Taus. XX u. 530 S. Stuttg., J. G. Cotta Nf., 1920. M. 23.—, geb. M. 32.—.

Ein Bedenken mag als allgemein gültig zur Sprache gebracht werden. L. definiert, offenbar in monistischer Absicht, den Menschen als ein „animalisches Geschöpf", gleich den Affen zur Ordnung der Primaten gehörend; er spricht dann aber von der Menschwerdung, ohne auch nur andeutend zu erklären, wie sie sich vollzieht, und weiterhin sogar, nunmehr ganz dualistisch, von wachsender geistiger Fähigkeit des animalischen Geschöpfs (denn woher sie stamme, sagt er nicht) und endlich über das Doppelverhältnis von Leib und Geist, das völlig dunkel bleibt.

Es geschieht dieser Dinge hier deshalb Erwähnung, weil sie für die Grundlegung jeder weltgeschichtlichen Ansicht von tiefgehender Bedeutung sind. Während jener erste darwinistische Satz über das animalische Geschöpf die freilich schwache Hoffnung erregt, der Vf. würde weiterhin zu zeigen suchen, wie aus dem Animalischen das Menschliche, aus dem Materiellen das Ideelle, aus dem Stoff der Geist entbunden wird, kehrt er anstatt dessen auf den Boden der geläufigen Zweiteilung von Körper und Geist zurück. Und wenn dies auch der Boden des Tatsächlichen ist, wenn auch in der Tat über diese Zweiteilung anscheinend nicht hinwegzukommen ist, so versteht sich das immer nur für die dualistisch orientierte Geisteshaltung. Der Monist hat, nachdem er einmal den Menschen für ein lediglich animalisches Wesen erklärt hat, keine Möglichkeit, auf diese Zweiteilung zurückzukommen; tut er es dennoch, so fällt er damit aus der naturwissenschaftlichen Denkweise in die bloße alltägliche Anschauung zurück.

Freilich bleibt ihm, wie die Dinge liegen, nichts anderes übrig. Denn die Naturwissenschaft hat bisher keine Handhabe geboten, geschichtliches, d. h. sittlich-geistiges Leben aus natürlichen, materiellen Vorgängen abzuleiten oder auf sie zu gründen. Daher ist ungleich sicherer und zweckentsprechender, von jener Zweiteilung (Leib und Geist) auszugehen, auf die gewiß vorhandenen, engen und engsten Beziehungen beider Teile hinzuweisen, von dem Versuche aber, der eines als die Ursache des anderen hinstellen möchte, völlig abzusehen und sich alsdann den Auswirkungen des Geistes zuzuwenden. Denn dem Historiker liegt nichts näher als eben diese geistige Seite; bezieht sich doch seine Tätigkeit ganz vornehmlich auf das geistig-sittliche Leben der Menschheit!

Während L.s 1. Bd. eine Neuerscheinung darstellt und als solche zumal durch die Behandlung der vorgeschichtlichen oder Frühzeit kenntlich wird, begrüßen wir in Jägers Weltgeschichte[1]) einen guten alten Bekannten, der an seiner Art

[1]) O. Jäger, Gesch. des Altertums (Weltgesch. in 5 Bdn., 1. Bd.). Nach d. Tode d. Vf. neu bearb. u. fortgef. v. W. Schaefer. Mit 271 authent. Abb. im Text u. 17 Beil. 59.—68. Taus. VIII u. 608 S. Bielef., Velhagen & Klasing, 1921. Hld. M. 35.— u. 90 % T.-Z.



festgehalten hat, von allen vor- und urgeschichtlichen Voraussetzungen, begrifflich ganz korrekt, völlig absieht und sich auf die geschichtlich gesicherten Bestände beschränkt. Der vorliegende 1. Bd. gliedert den reichen Stoff sachgemäß in 9 Bücher, deren 2.—5. der griechischen, deren 6.—9. der römischen Geschichte gehören, so daß Perser, Hellenen und Perserkriege dem 2. Buche (S. 70—156) zufallen, dem 4. aber (S. 233—76) das Zeitalter Alexanders des Großen, dem 5. der Hellenismus. Das 6. Buch (S. 303—39) schildert Italien und den Westen, das 7. Roms Kampf mit Karthago, das 8. (S. 397—473) das Zeitalter des römischen Bürgerkriegs und das 9. das römische Kaiserreich bis zu seiner Auflösung in den Stürmen der Völkerwanderung.

Das Vorwort des Hg.s deutet auf Erweiterungen zugunsten der Kulturgeschichte und auf Kürzungen in den kriegsgeschichtlichen Abschnitten hin sowie auf Bemühungen, „Lesbarkeit und Anschaulichkeit der Erzählung zu erhöhen". Soll es doch ein Lesebuch der Weltgeschichte sein, bestimmt für Schule und Haus! Eine Darbietung des Stoffes selbst, der nicht bloß in erzählender Form vorgetragen, sondern auch in einer großen Anzahl von Bildern dem Auge vorgeführt wird!

Das Werk ist in seiner Neubearbeitung auf 5 Bde. berechnet; der 5. soll die J. 1871—1918 umfassen, also auch den Weltkrieg, dessen Sinn zu erfassen unser eifrigstes Bestreben sein muß; ein Bestreben, in dessen Auswirkung auch die Frage nach dem Sinn der Weltgeschichte unter neuem Gesichtspunkte erscheint, wie der Hg. einleitend durchaus richtig bemerkt. In gleicher Weise darf man sich des Hinweises auf Schiller freuen, der nicht nur als „Geschichtsdichter" in ganzer Größe dastehe, sondern auch als kulturhistorischer Denker eine einzigartige Stellung einnehme.

Auch in der durch Ludo Hartmann herausgegebenen „Weltgeschichte usw." liegen diejenigen Teile, welche Vorgeschichte und Altertum behandeln, abgeschlossen vor. Es sind 3 Bde. teils geringen, teils mäßigen Umfangs; auch der 4. und 5., dem frühen und dem späteren Ma. gewidmet, liegen bereits gedruckt vor[1]). Leider läßt sich ein näheres Eingehen auf diese Bde., die im ganzen und einzelnen wahrlich genug des Guten und zum Teil Vortrefflichen bieten, an dieser Stelle

---

[1]) Weltgesch. in gemeinverständl. Darstellung. In Verbindung mit ... hrsg. v. Ludo Moritz Hartmann. 1. Bd.: Einleitung u. Gesch. d. alten Orients v. E. Hanslik (Geogr. Einleitung, S. 1—13), E. Kohn (Urgeschichtl. Einleitung, S. 14—27) u. E. G. Klauber. XVI u. 121 S. M. 6.65. 2. Bd.: Griech. Gesch. von E. Ciccotti. VI u. 222 S. M. 13.35. 3. Bd.: Röm. Gesch. v. L. M. Hartmann u. J. Kromayer. X u. 384 S. M. 20.— 4. Bd.: Das Ma. b. z. Ausgang d. Kreuzzüge v. S. Hellmann. 350 S. M. 24.—. 5. Bd.: Das späte Ma. v. K. Kaser. VI u. 278 S. M. 24.—. Gotha, F. A. Perthes, 1919—21.

nicht ermöglichen. Dagegen möchte eine Auseinandersetzung über Plan und Zweck des Werkes angebracht sein, wenn auch der Zweck erst in der völligen Durchführung des Planes mit voller Klarheit hervortreten wird. Immerhin ist der Plan zu einem erheblichen Teile ausgeführt; und zudem hat der Hrsg. nicht versäumt, selber einleitend über Plan und Zweck seines Werkes zu sprechen.

Wesentlich erscheint die Sonderung dreier großer Kulturkreise, des vorderasiatisch-europäischen, des ostasiatischen und des amerikanischen, denen je eine Abteilung des Werkes zugedacht ist. Die ostasiatische Abteilung, auf 3 Bde. berechnet, soll die Geschichte Indiens, Chinas und Japans umfassen. Die 3. (amerikanische) Abteilung wird nur 1 Bd. enthalten; dieser, für sich eine ganze Abteilung bildend, wird den 3 Bdn. des ostasiatischen Kulturkreises und den 8 Bdn. des europäischen die Wage halten müssen. Das wird demjenigen schwer eingehen, der amerikanische Kultur als einen, wenn auch noch so kräftigen Ableger europäischer Kultur anzusehen geneigt ist; es wird aber allen einleuchten, die erleben, wie merklich Amerika das „europäische Gleichgewicht“ beeinflußt und welche gewichtige Stellung es im Stillen Ozean und in Ostasien einnimmt.

Was Zweck und Anlage betrifft, so bietet das H.sche Werk eine, man möchte sagen, „räsonnierte“ Geschichte, die sich von der „räsonnierenden“ Geschichtschreibung des Rationalismus, z. B. Rottecks, gründlichst unterscheidet. Es ist eine exakte, zusammenfassende Darstellung der neuesten Forschungsergebnisse in deutlicher Vorführung präzis nachweisbarer und wohl überlegter Entwicklungsreihen. Es ist ein Ausdruck der Geschichtsbetrachtung des modernen Menschen, der da fragt: was bedeuten die geschichtlichen Tatsachenreihen mir selber? Welche Gedankenzusammenhänge oder welche Führungen (des Weltgeistes oder des zwecksetzenden Geschickes) werden in ihnen sichtbar?

Diese moderne Geschichtsdarstellung ist durchaus wertwissenschaftlich. Sie hat es eigentlich nicht mit dem Geschehnis als solchem zu tun, sondern sofern es für sie und ihre Auffassung zum Ereignis wird. Die Schlachten bei Marathon oder bei Salamis sind nichts für sich; es sind nicht merkwürdige, einzigartige Vorgänge geschichtlichen Daseins, sondern höchstens Knotenpunkte geschichtlicher Entwicklung. So geht die Tatsache, und sei sie noch so bedeutsam, im Ablauf der Vorgänge unter; so geht das Individuum, und sei es noch so groß und bedeutend, in der Masse auf; und die Masse ist nichtig, wofern sie nicht die Evolution, und sei es auch durch Revolution, fördert. Im letzten Grunde aber ist alles ein Spiel des Weltgeistes und wird schließlich zum Gedankenspiel des erkennenden Geistes. Es ist fast notwendig, daß man mit solcher

Hintanstellung der reinen Tatsache und des ausgeprägten Individuums mehr und mehr in das Bereich der Gedanken, man darf wohl sagen der Geschichtsphilosophie, gelangt. Die Darstellung der Tatsachen und die Schilderung der Zustände weichen der Erörterung der Ergebnisse und der Darlegung von Entwicklungen.

Die H.sche Weltgeschichte entspricht unbestreitbar der neuen geschichtlichen Auffassung. Es herrscht schon seit langem Überdruß, vielleicht sogar Ekel an der Anhäufung stofflichen Wissens; das Einzelne und der Einzelne erscheinen unwichtig (freilich durchaus nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus!). Die Tatsachen des Wissens sollen in übersichtlichen Gedankenreihen angeordnet, das Individuelle unter dem Gesichtspunkt des Typischen betrachtet werden. Indem man eine Fülle des Wissens in geschlossenen Gedankengängen aufreiht, indem man das Typische als Summation des Einzelnen gewinnt, kommt man zur geistreichen Abbreviatur; und aus 16 oder 18 dicken Bdn. werden 6 oder 8 mäßige. Das ist der unleugbare Fortschritt der heutigen Wissenschaft, der wahrlich nicht wenig bedeutet; an ihm hat auch die H.sche Weltgeschichte teil.

Charlottenburg. Erich Bleich.

Literatur zur Geschichte Bismarcks.

Daß auch in unsern Tagen die Forschungen über Bismarck und seine Zeit nicht nachgelassen haben, könnte wundernehmen bei der in manchen Kreisen zutagetretenden Verurteilung seines politischen Werkes. Daß dieses schon nach 50 Jahren zusammengebrochen und daher wohl nicht gut und fest gewesen sei, hört man wohl behaupten von einem ganz oberflächlichen Urteil, das dann auch berechtigen würde, vom ebenso raschen Untergang des Lebenswerkes so vieler großer Staatsmänner — des Perikles und des Großen Karl, Kaiser Friedrichs I. und König Friedrichs II., Napoleons und der Elisabeth — zu sprechen. Der Historiker wird sich bei diesen Torheiten nicht weiter aufhalten. Andrerseits bleibt es nicht aus, daß bei Katastrophen, wie die Deutschen sie soeben erlebt haben, eine schärfere Kritik einsetzt und auch danach fragt, ob und inwieweit in dem Werke Bismarcks schon die Wurzeln oder doch einige der Ursachen des Rückschlags und des Fehlschlags zu finden seien. Dies kommt auch in der Literatur zum Ausdruck, die danach in zwei Richtungen zerfällt: die eine, die Bismarcks Politik durchaus lobt und alles Unheil aus seinem vorzeitigen Abgang und der damit einsetzenden Unfähigkeit seiner Nachfolger herleitet, die andere, die (wie einst etwa Frantz und Gervinus) bis auf 1866

und 1871 tadelnd zurückgeht und dann mit der inneren Politik (Kulturkampf, Sozialistengesetz) auch manche Grundzüge der äußern verurteilt.

Sind alle diese Erscheinungen heute sehr wohl zu erklären, so wird der Historiker sich von diesen Orgien hyperkritischer Besserwisserei vorsichtig fernhalten, da es nicht seines Amtes ist, zu sagen, wie ein Bismarck es hätte machen oder welche Wege nach ihm die deutsche Politik hätte einschlagen sollen. Wenn die Tadler der Vergangenheit unter sich wieder ganz uneins sind, so zeigt schon dies wohl das Bedenkliche dieses ganzen Kritizismus ex post.

Zu denen, die Bismarcks Politik in jeder Hinsicht für die richtige halten und das Abweichen von ihr als verderblich beklagen, gehört Plehn[1]). Über den Vf. und sein Schicksal — er hat Dez. 1918 nach der Niederlage seines Vaterlandes in der Nordsee den selbstgewählten Tod gefunden — unterrichtet uns Hoetzsch in einem gehaltvollen Vorwort aus eigener Bekanntschaft. Welche Hoffnungen die Forschung mit dem Ende dieses edlen und tüchtigen Patrioten zu Grabe trug, lehrt überall sein Buch, das wir als einen sehr schätzbaren Beitrag zur auswärtigen Politik von 1871—90 zu betrachten haben. Welch einen Fleiß in der Benutzung unzähliger Quellen zeigen allein die Anmerkungen! Wenn das Material sich seither schon wieder unermeßlich vermehrt hat, so wird Pl. dadurch ergänzt, aber nicht entbehrlich werden.

Heben wir zuerst einen, auch allgemein wichtigen Grundgedanken hervor, so ist es Pl.s begeistertes Bekenntnis zu dem Worte: „Männer machen die Geschichte.“ Er wendet sich (S. 327) scharf gegen die jetzt beliebte „deterministisch-fatalistische Auffassung“, wonach die großen Notwendigkeiten im Leben der Staaten die Hauptrolle spielen, und bekennt sich zu der Idee, daß „die großen politischen Entscheidungen in der hohen Politik Europas und der Welt von einer geringen Zahl von Individuen herbeigeführt werden“. Damit stehen wir vor einer der wichtigsten Fragen historischer Auffassung, doch ist hier leider kein Raum, darüber zu streiten. Wenn aber Pl. diejenigen als Anhänger der fatalistischen Theorie hinstellt, die das russisch-französische Bündnis als „unvermeidliches und gleichsam naturnotwendiges Ergebnis“ betrachten (S. 329), so leugnet er selbst gar nicht die Tatsache, sondern schwächt sie nur ab mit der Meinung, daß ein großer Staatsmann jenes Bündnis hätte unwirksam machen können. Dafür führt er zwei Gründe an: erstens, daß Alexander III. eine tiefe Abneigung gegen die irreligiöse französische Republik hatte; zweitens, daß „Deutsch-

[1]) Hans Plehn, Bismarcks ausw. Politik nach d. Reichsgründg. Einleitg. v. Otto Hoetzsch. Mit d. Bild des Vf.s. XII u. 381 S. München, R. Oldenbourg, 1920. M. 28.—.



lands Desinteressement im Orient“, wie es der Rückversicherungs-Vertrag garantierte, neuen Konfliktstoff mit Rußland vermieden hätte. Auch hier will ich nicht diskutieren, sondern nur einen Satz von Pl. selbst zitieren: „Es ist in keinem Falle möglich, den Gang, den die Geschichte hätte nehmen können, falls ein bestimmtes Ereignis nicht eingetreten wäre, zu rekonstruieren.“ Je mehr Quellen sich eröffnen, desto bescheidener wird der Historiker gewiß in seinen Urteilen werden. Der Vf. führt für sich an, daß Alexander III. höchst ungern sein Haupt bei der Marseillaise entblößt und nach dem Panamaskandal lange gezögert habe, ehe er seine Flotte nach Toulon schickte; aber er hat doch eben beides getan! Ob persönliche Aussprachen des Zaren mit Bismarck ihn „von der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Bismarck'schen Politik“ überzeugten (S. 265), wird man nach bekannten Äußerungen dieses Zaren bezweifeln. Doch genug. Wir müssen uns hier begnügen, Pl.s Arbeit als eine fortlaufende, umsichtig angelegte Apologie der Politik Bismarcks zu bezeichnen und jedem Forscher empfehlen, von Schritt zu Schritt nachzuprüfen. Hervorheben aber möchte ich noch die ausgezeichnete Kenntnis Pl.s auf dem Gebiete der britischen Verhältnisse: durch längeren Aufenthalt und emsige Durchsicht der englischen Zeitungen und Memoiren hat er seinem Buch noch besonderen Wert verliehen. Freilich, Bismarcks Versuche, 1887 England zu gewinnen, hat er noch nicht gekannt. Auch die bulgarische Krise, der er 120 S. widmet, konnte er noch nicht in allen Phasen so klar erkennen, wie wir das auf Grund eines neuen Buches über Alexander von Battenberg [1]) vermögen.

E. C. Corti, ein Schüler Pribrams, der Neffe des italienischen Staatsmannes, der Italien am Berliner Kongreß 1878, dann an der Pforte vertrat, hat auf Grund eines überaus reiches Materials — des ganzen schriftlichen Nachlasses des Battenbergers und alles Einschlägigen im Wiener Auswärtigen Archiv — den großen bulgarischen Konflikt dargestellt, der ein Jahrzehnt (1878—88) Europa erschütterte. Wir verfolgen, wie der junge Bulgarenfürst im Mittelpunkt eines sehr starken europäischen Gegensatzes steht: auf der einen Seite für ihn England und Österreich, das ihn aber nach seinem Siege dennoch verläßt, auf der andern gegen ihn Rußland, oder besser sein persönlicher Feind Alexander III., und Deutschland, wo Bismarck, Wilhelm I. und der spätere Wilhelm II. darin einig sind, Rußland zuliebe die Heirat der Tochter Kaiser Friedrichs mit dem Battenberger aufs strengste zu untersagen. Corti ist von begreiflicher Vorliebe für seinen Helden erfüllt. Das ver-

[1]) E. C. Corti, Alex. v. Battenberg. Sein Kampf mit dem Zaren u. [mit] Bismarck. Mit 5 Porträts, 3 Faksimiles u. 8 Karten. Gr. 8°. 350 S. Wien, L. W. Seidel & Sohn, 1920. M. 40.—.

hindert ihn aber nicht, durchaus gerecht abzuwägen. Er läßt die Dokumente sprechen, und sie reden eine beredte Sprache, wenn z. B. Prinz Alexander von Hessen, der Vater des Battenbergers, sonst stets russenfreundlich gesinnt, von seinem Neffen Alexander III. als dem „gekrönten Schuft" schreibt (S. 274). Der Battenberger war ein echt deutscher Held, und es war eine tragische Verkettung, daß die deutsche Politik ihm gegenüber die russischen Niederträchtigkeiten in Bulgarien billigen und Wilhelm I. ihm die Hand seiner Enkelin versagen mußte. (Das Faksimile des Kaiser-Briefes vom 18. März 1885, worin er ihm sogar die Anrede versagt, liegt bei. Wir lesen darin: „Die Erhaltung meiner politischen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu S. M. dem Kaiser von Rußland ist eine der vornehmsten [Pflichten], die mein monarchischer Beruf mir nach Gottes Fügung stellt".) Auch für Bismarck ist C.s Arbeit sehr wichtig; eine Reihe bedeutender Äußerungen werden aus österreichischen Berichten angeführt (s. S. 244 prophetische Worte über die schleichende Gefahr eines dann einmal ganz plötzlich ausbrechenden großen Kriegs).

Ein nur 20 Seiten starkes Heftchen von Platzhoff[1]) darf hier angereiht werden, weil es in 75 Anmerkungen einen guten Überblick über die ganze Literatur gibt. Anders als Plehn sieht er das russisch-französische Bündnis schon 1887 auch ohne Vertrag als gegeben an, eine Gefahr, die Bismarck durch keine Rückversicherung beschwören konnte; er sieht ferner in der Diplomatie Wilhelms II. keine Abweichung von Bismarcks Politik. Sie hat, ebenso wie Bismarck, darin gesündigt, daß sie sich jedes Eingriffs in das Innere Österreichs enthielt und die Stellung der dortigen deutschen Stammesbrüder schwächte. Freilich: „das Wort Nibelungentreue hatte in Bismarcks Katechismus nicht gestanden". Und doch auch nicht die Bagdadbahn.

Wahl hat in einer kurzen, aber gehaltvollen Schrift[2]) zwei der wichtigsten Ereignisse aus den 70er Jahren behandelt: den Kulturkampf und die große Krisis von 1875. Am Kulturkampf übt er eine schneidende Kritik und verurteilt die Liberalen, die, meist in seichter Aufklärung, einen Kampf aufgenommen, dessen Schwere sie sich gar nicht klargemacht und dessen Ziele ihnen nie deutlich vorgeschwebt hätten. Er behauptet, trotz Syllabus und Vaticanum sei Rom nicht zur Offensive gegen den Staat bereit gewesen, sondern erst hineingedrängt, dann aber mächtig durch den Angriff gestärkt worden, dessen Gelingen von Anfang an unmöglich gewesen.

---

[1]) Walter Platzhoff, Bismarcks Bündnispolitik. Gr. 8°. 23 S. Bonn-Leipzig, Kurt Schröder, 1920. M. 2.60.

[2]) Adalb. Wahl, Vom Bismarck der 70er Jahre. Gr. 8°. 121 S. Tübingen, Mohr (Siebeck). 1920. M. 11.—.

Hiergegen kann man nun wieder sagen, daß eine solche Kritik ab eventu sehr billig ist: wenn ein so großer Teil des deutschen Volkes, darunter die besten und gemäßigtsten Politiker — Katholiken wie Hohenlohe, Protestanten wie Bennigsen — für den Kulturkampf eingetreten sind, dann werden doch wohl die Gründe etwas tiefer liegen, als W. sie heute gelten läßt. Nun aber die Hauptfrage: warum hat Bismarck diesen Kampf eröffnet, und zwar ganz plötzlich, im Juni 1871? W. führt neben den oft genannten Gründen — den parteipolitischen, antipolnischen und antipartikularistischen — den „Kampftrieb“ Bismarks an, meint aber die wahren Motive in seiner auswärtigen Politik zu finden. Er will beweisen, daß Italien und Rußland mit dem Kulturkampf ein unmittelbarer Dienst geleistet werden sollte, und „mit Bestimmtheit darf angenommen werden, daß die Niederwerfung der Kommune in der 2. Maihälfte, die Konsolidierung der Regierung Adolphe Thiers', der ein Anhänger der weltlichen Macht des Papstes gewesen war, und die großartige Agitation, die Anfang Juni in Frankreich einsetzte, um die Mächte zur Wiederherstellung der „Freiheit“ des Papstes zu veranlassen, mitbestimmend für den Entschluß zu dem deutschen Kampfe mit Rom gewesen sind.“ Ich meinerseits möchte das nicht „bestimmt annehmen“, sondern als höchst zweifelhaft abweisen. Daß Thiers, den Bismarck hochschätzte, sich befestigte, konnte der deutschen Politik ja nur lieb sein; von ihm, der ja genug zu tun hatte, um überhaupt sich zu erhalten, brauchte doch Bismarck keine klerikale Politik zu befürchten, sondern nur von den Gegnern der Republik. Die Beweise, die W. für seine Hypothese anführt, daß Bismarck den Kulturkampf aus Gründen der äußern Politik ganz plötzlich im Juni 1871 angefangen, sind so mager, daß sie wohl Niemand überzeugen werden.

Besser ist die 2. Abhandlung über „die große alerte“ von 1875. Hier berührt W. sich mit Plehn, und beide kommen zu denselben Ergebnissen: wenn auch Moltke und andere damals vielleicht einen Präventivkrieg gegen Frankreich wünschten, so waren Wilhelm I. und Bismarck durchaus dagegen. Man kann jene Krisis wohl mit der von 1914 vergleichen: beidemale stehen plötzlich Rußland, Frankreich, England, Italien gegen Deutschland und Österreich, und beidemale gelingt es durch böswillige Ränke, Deutschland als den Friedensstörer zu verdächtigen, gegen den man sich zusammenschließen müsse. W. hat die Krisis sehr genau verfolgt, und zwar in drei Phasen: in der ersten (5.—15. April) habe Bismarck die Mächte sondieren wollen, ob eine Beschränkung der Rüstungen Frankreichs durchführbar, in der 2. — nachdem die Kriegsgefahr durch ein Wort Wilhelms I. als beseitigt galt — ließ er Frankreich nur noch Warnungen vor zukünftigen Rüstungen zukommen, in der 3. suchte er eine Annäherung an Frankreich. Dahinein spielt

nun eine Intrigue des unehrlichen Décazes und ein Versuch des eitlen Gortschakoff, durch eine Wichtigtuerei seine Stellung beim Zaren wieder zu festigen; beide benutzen eine unbedachte Äußerung des Herrn v. Radowitz am 21. April, daß der Präventivkrieg auch vom christlichen Standpunkt zu billigen sei. So war es möglich, daß Gortschakoff in Berlin am 11. Mai sich als Hersteller des Friedens aufspielen und dadurch Bismarck eine Schlappe bereiten konnte, die dieser ihm nie vergessen hat. Frankreich aber hatte die Zuversicht gewonnen, daß es seine Rüstungen unter dem Schutz der Mächte beliebig verstärken könne.

Über die Entlassung Bismarcks will die Flut von Arbeiten noch nicht zum Stillstand kommen. Da aber demnächst wieder neue zu erwarten sind, so mag eine Zusammenfassung aufgeschoben werden. Der Rückversicherungsvertrag ist ja nun ganz veröffentlicht worden; dann hat sich der Kaiserl. Gesandte Raschdau, der letzte überlebende der beteiligten Diplomaten, im „Tag“ darüber geäußert. Trotzdem bringt das Büchlein, das aus Papieren des 1908 gestorbenen Generalkonsuls v. Eckardt[1]) darüber Kunde gibt, doch manches Wichtige. Der Vf. hat 1910 schon vielbeachtete „Lebenserinnerungen“ erscheinen lassen, deren Abschluß hier vorliegt. Feine Charakteristiken der Männer des Auswärtigen Amts um 1891 (Holstein, Kiderlen, Göring), Gespräche mit Caprivi und Holstein, vor allem Auszüge aus einem Gutachten des Grafen Berchem, das den Ausschlag für Caprivi gab, den Rückversicherungsvertrag nicht zu erneuern (S. 53), geben der Schrift Bedeutung. Eckardt ist durchaus kein Lobredner Bismarcks und tadelt z. B. seine Politik 1878, wodurch er Rußland aus der Not half und doch nur Undank erntete (ein oft erhobener Vorwurf), sodann die Paßscherereien in Elsaß-Lothringen, wodurch er ganz unnötig die Franzosen erbittert habe. Caprivi beseitigte sie auch sofort. Einen förmlichen Ekel zeigt E. vor der Art, in der die Bismarck-Presse Caprivi bekämpfte.

Weit vom Historischen weg führt uns eine psychologische Studie von Groos über die Selbstbeurteilung Bismarcks.[2]) Die auf guter Stoffkenntnis und theoretischen Arbeiten beruhende, sehr anziehende Arbeit geht von den Zweifeln aus, die jedes Urteil eines Menschen über sich selbst erwecken, prüft die Aufrichtigkeit Bismarcks und seine Darstellungen über Vorfälle aus seinem Leben und kommt endlich zur Hauptsache: der Zweiseelentheorie. Da beruft Gr. sich auf Emil Ludwigs bekannte Studie und ihre Ansicht von der Problematik Bis-

---

[1]) Jul. v. Eckardt, Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi. Erinnerungen. Gr. 8°. 86 S. Leipzig, S. Hirzel, 1920. M. 8.—.

[2]) Karl Groos, Bismarck im eigenen Urteil. Gr. 8°. 247 S. Stuttg. u. Berlin, Cotta, 1920. M. 12.—.

marcks; aber was Ludwig in geistreichelnder Weise so obenhin anrührt, wird hier sehr nachdenklich geprüft. Ob freilich dieses psychologische Hin und Her den Historiker befriedigt, ist Ansichtssache. Doch wird er alles, was der Vf. bringt, besonders über den Kampftrieb und die Wahrhaftigkeit des großen Mannes, dankbar begrüßen, schon wegen des Stoffreichtums an Anekdotischem. So zweifelhaft auch vieles Einzelne ist: die Gesamterscheinung wächst immer mehr in das Riesenmaß der imponderablen Genialität.

Berlin-Zehlendorf. R. Sternfeld.

Literatur zur Geschichte Elsaß-Lothringens.

Zur Ergänzung der im 47. Band dieser Zeitschrift (S. 129 bis 136) erschienenen Zusammenstellung über die neuere Literatur über Elsaß-Lothringen sei die Schrift aus der Feder eines Kenners der elsässischen Verhältnisse erwähnt[1]. Sie ist unter dem Einfluß des beklagenswerten Ausgangs des Weltkrieges, der das Elsaß aufs neue dem französischen Eroberungsgeiste ausgeliefert hat, verfaßt und will ein Mahnruf sein an alle Deutschen, daß sie des nach Geschichte, Volksstamm, Kultur und Sprache deutschen Elsasses nicht vergessen und ihm ihre Teilnahme bewahren sollen. Zu diesem Zwecke schildert er im 1. Kap. (Das Elsaß im alten Reiche, Trennung und Entfremdung) in großen, kräftigen Strichen den Aufstieg des Elsasses als einer deutschen Westmark zur Zeit der Stärke des alten deutschen Reiches, das allmähliche Vordringen französischer Eroberungspläne in der Zeit der Schwäche, bis endlich Ludwigs XIV. Reunionspolitik und der Raub Straßburgs das deutsche Elsaß vom Reiche loszureißen vermochten und nun ein hartnäckiger Kampf gegen das deutsche Volkswesen begann, der, unterstützt durch eine nach und nach wachsende franzosenfreundliche Partei und nicht zuletzt unter Einfluß der französischen Revolution, langsam das Elsaß mit französischem Geiste durchdrang. Doch gelang es nicht, das deutsche Element und den deutschen Sinn ganz auszuschalten; auf dem Lande blieben deutsches Wesen und deutsche Sprache führend, und auch in den Städten hielt sich unter der französischen Hülle viel Zuneigung zu deutscher Kultur und Sprache. An das niemals ganz erloschene Deutschtum hätte die deutsche Herrschaft im Elsaß (1871—1914), die der Vf. im 2. Kap. behandelt, bei weisen Maßnahmen erfolgreich anzuknüpfen vermocht. Wohl fanden sich weite Kreise wieder zurück, aber gerade die tonangebenden Schichten des Bürgertums blieben

---

[1] Friedr. Curtius, Deutschland u. das Elsaß. 8°. 79 S. Stuttg.-Berl., Dtsch. Verlagsanst., 1919. M. 2.40.

abseits und wurden durch unkluges Verhalten der Regierung vielfach sogar zu einem mehr oder weniger offenen deutschfeindlichen Standpunkt gedrängt. Daß und wie die Regierung und gewisse Gruppen eine restlose Eingliederung in das deutsche Vaterland hinderten, weist der Vf., der jahrelang mitten im öffentlichen Leben stand, mit erfrischender Offenheit nach. Sein Standpunkt mag manchmal etwas einseitig sein, aber im Grunde hat er Recht; diejenigen Elsässer, die nach Westen neigten, konnten auf dem eingeschlagenen Wege nicht gewonnen werden, und wer sich unter ihnen mit den bestehenden Verhältnissen abfand, nahm vielfach eine unheilvolle Zwitterstellung ein, um auch der anderen Seite einigermaßen gerecht zu werden. Der ausbrechende Krieg mußte notwendigerweise in diesen Kreisen, von deren Haltung viel abhing, gemischte Gefühle erregen. Auch jetzt verstand es die Regierung nicht, den berechtigten Wünschen des elsässischen Volkes, das in seiner Mehrheit nach nichts weiter verlangte, als nach politischer Gleichberechtigung im deutschen Reiche und Wahrung seiner Eigenart, gerecht zu werden, und als nun noch die Militärdiktatur so rücksichtslos vorging und durch ihre Zensur verbitternd wirkte, da wurden einerseits auch die loyalen Elsässer zu einer Kampfstellung veranlaßt, während andererseits die im geheimen franzosenfreundlich Gesinnten weiteren Anhang fanden. Nicht zum wenigsten die Gewaltpolitik war es, die beim Einzug der Franzosen einen wahnsinnigen Taumel hervorrief. Der Vf. geht auf diese Dinge im 3. Kap. (Der Krieg und die Zukunft des Elsasses) ein.

Alles, was politisch gesündigt wurde, kann indessen die Tatsache nicht verschleiern, daß das Elsaß nach Geschichte, Volkssprache und Kultur deutsches Land ist, und auf unser Recht auf das Elsaß weist der Vf. denn auch zum Schlusse nachdrücklich hin. Nicht Revanche wollen wir predigen, wie Frankreich seit 1870 unausgesetzt getan hat, sondern uns dafür einsetzen, nicht zum wenigsten auch durch Pflege der persönlichen Beziehungen zum Elsaß, wenn uns auch gerade dies zunächst schwer fallen sollte, daß dem elsässischen Volke die deutsche Sprache nicht verkümmert und ihnen der Anschluß an deutsche Wissenschaft, Religion und Kultur von uns aus nicht verwehrt werde. Wir werden dem Vf. darin Recht geben.

Der Titel des Buches von Stählin[1]) entspricht nicht ganz dem Inhalt und Zweck. Richtiger wäre er zu fassen: „Der Kampf um Elsaß-Lothringen in Ma. und Neuzeit". Denn das Buch verfolgt den ganz bestimmten Zweck, zu zeigen, wie von alter Zeit her das aus Elsaß und einem Teil des alten Lothringen zusammengeschweißte Reichsland ein Gegenstand

[1]) Karl Stählin, Gesch. Elsaß-Lothringens. Mit 4 Tafeln. Gr. 8°. IX u. 295 S. Münch., R. Oldenbourg, 1920. M. 20.—, geb. M. 26.—.

des Kampfes zwischen Frankreich und Deutschland gewesen ist, der seit den Tagen des französischen Königs Heinrich II. nicht mehr aufgehört hat und durch den Ausgang des Weltkrieges wieder zu Frankreichs Gunsten entschieden ist, nachdem seit Ludwigs XIV. Tagen schon einmal die französische Macht zwei Jhe. darüber hatte herrschen können; ferner aber auch zu betonen, daß unser Recht auf Elsaß-Lothringen historisch begründet ist. Deshalb bietet St. wohl einen geschickt angelegten historischen Überblick, hebt aber überall nur das ausführlicher hervor, was den Kampf um das Land Elsaß-Lothringen nach der Seite der politischen Zugehörigkeit, der Kultur und Sprache ins rechte Licht zu setzen vermag. Ist das Buch doch auch, wie St. im Vorwort angibt, die Erweiterung einer Schrift „Unser Recht auf Elsaß-Lothringen“. So ist es weit mehr ein politisches als ein historisches Werk, wenn auch das Geschichtliche den Rahmen bildet. Mit der politisierenden Zweckbestimmung hängt es auch zusammen, daß die Zeit bis zum 16. Jh., also bis zum ersten deutlicheren Auftauchen des Strebens Frankreichs nach der Rheingrenze, nur sehr kurz ausgeführt, gleichsam nur als Einleitung zu der Zeit des entwickelten Problems gedacht ist, die Epoche seit Ludwig XIV. über die Hälfte des Buches einnimmt und in dieser auch das Kap. über die Zeit von 1871 bis zum Weltkrieg eingehender behandelt ist. Wenn nun der Historiker, wie es durch die Anlage des Buches bedingt ist, manches nur angedeutet findet, was er gern ausführlicher behandelt gesehen hätte, und die Darstellung deshalb zu bemängeln berechtigt wäre, so dürfen wir doch andererseits dem Vf. die Anerkennung nicht versagen, daß er sich trotz seines kurzen Wirkens im Elsaß in den umfassenden geschichtlichen Stoff eingearbeitet und die durchaus nicht einfache Aufgabe, die er sich gestellt, in verschiedener Hinsicht glücklich gelöst hat. Besonders in den Perioden bis 1870 hebt er mit treffender Charakterisierung die einzelnen Momente des Kampfes um das Reichsland heraus, wobei auch auf die europäische Geschichte, in deren Rahmen er die Geschichte Elsaß-Lothringens mit Geschick einfügt, bemerkenswerte Schlaglichter fallen. Daß er bei Darstellung der politischen Entwicklung seit 1871 von politischem Parteistandpunkt nicht frei ist und deshalb manche Zusammenhänge einseitig beurteilt, halten wir ihm insofern zugute, als sogar solche, die jene ganze Entwicklung von Anfang an miterlebt haben, nicht unter allen Umständen von subjektiver Auffassung frei sein werden, ganz abgesehen davon, daß die vielen in dieser Periode auftauchenden Probleme dieses Kap. zu dem schwierigsten der elsaß-lothringischen Geschichte machen; erst eine spätere Generation wird eine rein objektive Beurteilung gelernt haben. Immerhin bietet St. auch hier stellenweise beachtenswerte Ansichten.

Gewagt ist es gewesen, die Geschichte der nach ihrer geschichtlichen Entwicklung völlig verschieden gearteten Gebiete Elsaß und Lothringen in eine beide umfassende Darstellung zu verarbeiten. Wie auch das vorliegende Werk zeigt, muß diese immer wieder unterbrochen werden, um die Geschichte des anderen Gebietsteiles für einen bereits behandelten Zeitabschnitt nachzuholen. Dadurch leidet notwendigerweise die Übersichtlichkeit. Immerhin hat St. es verstanden, die Einschnitte günstig zu legen.

Sein Buch hat Gegenwartswert, indem es mit Klarheit dem Leser vorführt, wohin nach der gesamten Vergangenheit Elsaß-Lothringen gehört, und wo der Störenfried der Ruhe des Landes zu suchen ist. Mag der Historiker an Anlage und Darstellung mehr oder weniger auszusetzen haben, so wird sich doch der Durchschnittsleser einen Überblick über die Geschichte des zum 2. Male geraubten (nicht eroberten) Reichslandes verschaffen können, der ihn zur Stellungnahme in der Politik gegenüber Elsaß-Lothringen befähigt. Der Literaturnachweis wird ihn dabei wohl noch zu weiterem Studium der Fragen anregen.

Noch immer fehlt es an einer die wissenschaftlichen Anforderungen erfüllenden Geschichte des Elsasses. Von älteren Arbeiten ist Strobels Vaterländische Geschichte des Elsasses, die in ihren 6 Bänden einst ein Ereignis darstellte, völlig veraltet und nur noch von Wert als Fundort für Quellennachrichten, deren sie aus Archiven und älterer Literatur viel Brauchbares bietet, und die Geschichte des Elsasses von Lorenz und Scherer, sonst mit großer Sachkenntnis und anregend geschrieben, bietet nur Ausschnitte und essayartige Schilderungen, gibt aber keine zusammenhängende Darstellung, so daß ihr Wert als Geschichtswerk stark herabgemindert ist. In den letzten Jahren hat Rod. Reuß eine Histoire d'Alsace herausgegeben, die zwar in bürgerlichen Kreisen großen Anklang gefunden hat, aber wissenschaftlich wertlos ist, weil sie die historische Entwicklung durch die französische Brille betrachtet und vor allem die französische Zeit des Elsasses auf Kosten der deutschen Periode verherrlicht. Es fehlt an einem Werke, das auf streng historischen Grundsätzen aufgebaut ist und die vielen Einzeluntersuchungen über Fragen der elsässischen Geschichte verwertet, so daß es sowohl dem Historiker von Fach dienen als auch jedem Gebildeten die Eigenartigkeit der geschichtlichen Entwicklung im Elsaß zum Verständnis bringen und Anregung geben könnte.

Das vorliegende Buch Wackernagels[1]) vermag diesen Forderungen insofern gerecht zu werden, als es die neuere

---

[1]) Rud. Wackernagel, Gesch. d. Elsasses. Gr. 8°. 364 S. Basel, Frobenius A.-G., 1919. M. 20.—.

Literatur ziemlich ausgiebig heranzieht und sich bemüht, das historische Werden, die leitenden Gedanken und die entscheidenden Momente in den Vordergrund zu stellen. Weil es aber lediglich eine Ineinanderarbeitung dessen darstellt, was in der elsässischen Literatur alter und neuer Zeit über das Thema erschienen ist, hat es seine Mängel, deren sich der Vf. als strenger Historiker selbst wohl bewußt ist, wie seine Vorrede erkennen läßt. So sieht der Fachgelehrte zwar mit Befriedigung, daß die Ergebnisse neuerer Forschungsarbeiten gründlich verwertet sind, und wenn auch kein Literaturverzeichnis beigefügt ist, darf man wohl ruhig sagen, daß W. keine wesentliche Schrift übergangen hat. Aber es sind, weil er lediglich referieren will, doch auch manche veraltete Anschauungen und schiefe Urteile übernommen worden, an denen Kritik geübt werden mußte. Damit soll jedoch der Wert des Buches nicht herabgemindert werden. Und dieser besteht zunächst in der wissenschaftlich gegründeten Anlage des Ganzen. Dann darin, daß die vielen Einzelarbeiten, die zu berücksichtigen waren, zu einer abgerundeten und ansprechenden Darstellung verarbeitet sind, die alle Phasen der elsässischen Geschichte übersichtlich hervorhebt. Endlich darin, daß das Kulturhistorische, das gerade zur Charakteristik des Elsasses und zum Verständnis seines Wesens und seiner geschichtlichen Bedeutung unumgänglich nötig ist, eine besonders eingehende und glückliche Behandlung erfahren hat. Gerade die Darstellung der ma. Periode wird durch die kulturhistorischen Abschnitte zu einer Quelle des Genusses für den Leser, der, wenn sein Urteil nicht durch Voreingenommenheit getrübt ist, die hohe Bedeutung des Elsasses als einer Grenzwarte des deutschen Reiches versteht. Weiter ist anerkennend hervorzuheben, daß W. offen und ehrlich das grunddeutsche Wesen des Elsasses in die Erscheinung treten und helles Licht fallen läßt auf die durch Ludwigs XIV. gewaltsame Politik hervorgerufenen französischen Bestrebungen, die dem Lande so verhängnisvoll werden sollten und nach dem unglücklichen Ausgange des Weltkrieges eine bezeichnende Rolle gespielt haben. Für einen aufrechten Historiker kann über den im Grunde deutschen Charakter des Elsasses gar kein Zweifel bestehen, denn auf Schritt und Tritt führen ihn seine Forschungen zu diesem Ergebnis. Ob W. aber gerade als neutraler Schweizer nicht vielleicht manch absprechendes Urteil über sich ergehen lassen muß, weil man ihm die für ihn nur logische Parteinahme für das deutsche Elsaß, die sich zwischen den Zeilen lesen läßt, auch wenn sie nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, übel nimmt? Auch in neutralen Ländern wohnen genug Feinde deutschen Volkstums und Wesens. Man geht sicher nicht fehl, wenn man behauptet, daß sich W. dadurch in seiner historischen Erkenntnis nicht beirren lassen wird, weil ihm die Wahrheit zu hoch steht.

Aber heutzutage kann eine solche Überzeugung auch mit Unbequemlichkeiten verbunden sein. Um so mehr fühlt man sich dem Vf. zu Dank verpflichtet für seine Feststellungen, die um so gewichtiger sind, als das Elsaß zum 2. Male im französischen Staate untertaucht, vielleicht untergeht.

Wir haben Mängel, die dem Buche genetisch anhaften, hervorheben müssen. Aber wir durften auch viel Gutes von ihm sagen. Und hinter den großen Vorzügen, die es besitzt, treten die Nachteile um so mehr und verschwindend zurück, als sie dem Nichtfachmann über der ansprechenden und glänzenden Darstellung gar nicht zum Bewußtsein kommen können. Wenn das Buch in Kreisen elsaß-lothringischer Vertriebener, die sich naturgemäß in erster Linie für alles, was auf das Elsaß Bezug hat, interessieren, als ein geschichtliches Heimatbuch bezeichnet wird, so hat dies insofern seine Berechtigung, als es in der Tat ein schönes und großzügiges Bild der Heimat, die sie verloren haben, entwirft, das ihnen erst voll und ganz klar macht, daß mit dem Elsaß ein Stück ihres deutschen Herzens dahingegangen ist. Wir zweifeln nicht, daß W. gerade unter ihnen viele dankbare Leser finden wird. Aber das Buch ist für weitere Kreise bestimmt. Aus Vorlesungen entstanden, soll es nicht nur auch künftig ein Orientierungsbuch für angehende Historiker sein, sondern zugleich eine wirkungsvolle Vorlesung für alle Gebildeten werden, die das ureigene Wesen der nur im Anschluß ans deutsche Mutterland groß und kulturell hochbedeutend gewordenen Südwestmark kennen lernen wollen, damit das Andenken an die in fremdes Joch, das ihnen vielleicht jetzt noch angenehm und leicht dünkt, gefesselten deutschen Brüder nicht erlösche.

Daß das Buch mit der französischen Revolution seinen Abschluß findet, begründet W. hinreichend mit der Schwierigkeit eingehender Quellenstudien, die eine Darstellung der elsässischen Geschichte seit 1800 mit sich bringt. Über die hier einsetzenden vielgestaltigen und verwickelten politischen Strömungen, die seit 1870 akut werden, kann auch nur schwer ein Urteil gefällt werden, dem nicht die eine oder andere Seite den Vorwurf machen würde, daß es nicht sine ira ac studio abgegeben sei. Allein der Zweck, den das Buch verfolgt, ist auch ohne Einschluß der neuesten Periode vollkommen erreicht: das Bild eines deutschen Elsasses, das schon einmal durch westliche Willkür vergewaltigt wurde, steht vor den Augen der Leser.

So möge das von deutschem Geist durchwehte Werk des Baseler Professors seinen Weg machen!

Müllheim i. B. (bisher Mülhausen i. Els.).

Emil Herr.

Literatur zur Geschichte Finnlands.

II.

Eine gute Einführung zum Verständnis der Haltung der Finnländer während des Weltkrieges bietet ein deutsch geschriebenes Buch des schon im vorigen Bericht mehrmals genannten Finnländers Öhquist[1]). Nach einer kurzen Übersicht über die politische Entwicklung des Großfürstentums bis 1898 schildert der Vf. den jahrzehntelangen politischen Daseinskampf, den die Finnländer seitdem bis zum Ausbruch des Weltkrieges gegen die Russifizierungsbestrebungen durchzufechten hatten. Lehrreiche, durchaus objektive Ausführungen über das damalige finnländische Parteiwesen sind in die Darstellung verwoben. Recht wertvoll ist auch das Kap. (S. 65—76) über den „Nationalstreik" vom Ende Okt. 1905, der, freilich nur für kurze Zeit, die Geschicke Finnlands in ruhigere Bahnen lenkte. Man erfährt hier u. a. die im Ausland vielfach noch unbekannte Tatsache, daß sich schon damals in Finnland eine sozialistische „Rote Garde" gebildet hatte, deren bolschewistische Absichten indes an dem festen Zusammenhalten aller bürgerlichen Parteien scheiterten. Besondere Beachtung verdient ferner das Kap. (S. 37—44), das die finnländische Volksstimmung unmittelbar nach dem auf die allmähliche Russifizierung Finnlands abzielenden Zarenmanifest vom 15. Febr. 1899 schildert. Überhaupt ist der ganze Inhalt der Schrift geeignet, die Bewunderung des Lesers für das standhafte finnländische Volk zu steigern, das, ungeachtet der schwersten Leiden, in seinem passiven Widerstand gegen fremdländische (russische) Bedrückung nie erlahmte und in solcher Hinsicht als rühmliches Beispiel für das deutsche Volk dienen müßte. — Mehrere Angaben des 1916 erschienenen Buches haben jetzt natürlich keine Gültigkeit mehr. Unzutreffend ist auch die Bemerkung des Vf. (S. 10), daß „Ursache und Schuld" an der Vereinigung Finnlands mit Rußland im J. 1809 in der „Verblendung und Unfähigkeit" des damaligen Schwedenkönigs Gustav IV. Adolf gelegen hätten; vgl. dazu meinen „Schwedischen Literaturbericht" in der Hist. Zeitschr., Bd. 124, S. 494ff. (1921). S. 72 muß es „3. Nov." (statt: „3. Okt.") heißen. — Die vortreffliche Schrift schließt mit einem geographisch-historisch-statistischen Überblick über Finnlands Land und Volk, geistige und materielle Kultur, Parteileben und soziale Zustände.

Im Unterschied zu der Arbeit Ö.s ist die Broschüre[2]) des deutschfreundlichen finnländischen Politikers Sario und

---

[1]) Joh. Öhquist, Das polit. Leben Finnlands. (Zwischen Krieg u. Frieden, 36. Heft.) Gr. 8°. 96 S. Leipz., S. Hirzel, 1916. M. 1.50.

[2]) R. Norrlander u. S. Sario, Die nordische Brücke. Mit 3 Karten. (Die russ. Gefahr, 5. Heft.) Gr. 8°. 79 S. Stuttg., J. Engelhorn Nf., 1917. M. 1.50.

„R. Norrlanders“ — ein Pseudonym, hinter dem sich, wie aus einem Satze (S. 75) indirekt hervorgeht, der schon im vorigen Bericht erwähnte deutsche Gelehrte Rich. Pohle verbirgt — eine ausgesprochene politische Kampfschrift, die darauf hinweist, daß es für Deutschland nur eine Lösung der seit Peter d. Gr. schwebenden Nordischen Frage geben könne: ein befreites, freies und selbständiges Finnland, das einen Schutzwall gegen die „russische Gefahr“ an der Ostsee bilde. Die von Paul Rohrbach verfaßte Einleitung skizziert in großen Zügen die „russische Gefahr“ für Deutschland. Die ersten Abschnitte der eigentlichen Schrift zeigen, daß seit Anfang des 18. Jh. die innere Politik Rußlands stets in engster Verbindung mit seiner Auslandspolitik gestanden hat. In den späteren Abschnitten wird das finnländische Problem untersucht, die Entrechtung und Vergewaltigung des Landes von 1898—1916 geschildert und aufs stärkste betont, daß die Finnländer ihre Befreiung einzig durch Deutschland und dessen Verbündete erhoffen. Ein freies, mit Deutschland eng verbündetes Finnland (d. i. die „nordische Brücke“) bedeute eine „reale Garantie“ für Deutschlands künftige Stellung an der Ostsee, eine weitere Knebelung Finnlands hingegen ein vortreffliches Mittel der Entente zur Aufrechterhaltung der Einschnürung der Mittelmächte. Manche Prophezeiungen der beiden Vf. haben sich seitdem erfüllt, so die wirksame Teilnahme Deutschlands an der Befreiung Finnlands, andere sich aber nicht bestätigt, wie die Entstehung eines Staates „Großfinnland“ im Zusammenhang mit der später noch zu erörternden sog. „Karelischen“ Frage (vgl. S. 35 ff.). Recht interessant sind die Ausführungen über die deutsch-finnländischen Beziehungen vor 1914 und zu Beginn des Weltkrieges. Wenn man z. B. liest, daß in den höheren finnländischen Schulen Deutsch eine der 3 obligatorischen Unterrichtssprachen war, so versteht man leicht, weshalb im Jahrzehnt 1904—13 an der Helsingforser Universität von 258 Dissertationen 122, also fast die Hälfte, in deutscher Sprache abgefaßt waren (S. 73). Finnland ist denn auch, wie bekannt, das einzige Land gewesen, in dem die oft wiederholte Lüge der Ententepresse von militärischen deutschen „Greueltaten“ niemals und nirgends Glauben gefunden hat. — Unrichtig ist die Behauptung (S. 13 u. 15), daß Schweden im Weltkriege Deutschland gegenüber „streng neutral“ gewesen sei und stets seine Neutralität „hochgehalten“ habe; vgl. dazu „Mitteilungen“, Bd. 47, S. 172 ff. (1919). — Auf S. 27 ist die Jahreszahl „1710“ in „1762“ zu verbessern.

Die hier kurz charakterisierte Schrift verdient hohe Beachtung, da sie das Verständnis für die mitteleuropäische Orientierung Finnlands im Weltkriege wesentlich fördert. Recht interessant ist auch eine kleine, deutsch geschriebene

Broschüre, die das Pseudonym „Septimus“ — dem Inhalt zufolge zweifellos der schon im vorigen Bericht erwähnte finnländische Staatsmann Prof. Erich — wenige Wochen vor der russischen Märzrevolution von 1917 verfaßt hat[1]). Der Vf. skizziert, wie bereits der Titel andeutet, die staatsrechtliche Stellung Finnlands vor und während der Russifizierungszeit und stellt dann ein umfassendes Programm auf, das die damaligen politischen Wünsche und Forderungen der Finnländer zusammenfaßt: staatsrechtliche Ministerverantwortlichkeit, Reorganisation der Regierungs- und Verwaltungsbehörden, völlige Religionsfreiheit, Erweiterung der Befugnisse der Volksvertretung mit gleichzeitiger Umgestaltung des allzu radikalen Wahlrechts, starke und streng verfassungstreue monarchische Regierungsgewalt, Reform des Steuerwesens, usw. usw. Man sieht also, daß den führenden politischen Kreisen Finnlands damals der Gedanke an eine vollständige Trennung des Landes von Rußland noch fremd war. Das Ziel, das man erstrebte, war vielmehr eine erweiterte Autonomie, wobei man den bewaffneten oder diplomatischen Beistand Deutschlands und dessen Verbündeter erhoffte.

Dasselbe Thema wird von demselben Vf. in einer anderen lesenswerten Schrift ausführlicher behandelt[2]). Während er sich im 1. Teil noch mit der Aufstellung eines Mindestprogramms für eine erweiterte Autonomie begnügt, bezeichnet er im 2. Teil, der nach der russischen Märzrevolution und kurz vor den finnländischen Landtagswahlen im Herbst 1917 geschrieben ist, die Erlangung der vollen Selbständigkeit und die Errichtung eines souveränen finnländischen Staates als das Endziel aller finnländischen Parteien und Bevölkerungsklassen und entwickelt die Gründe für diese unabweisbaren Forderungen, wobei er im übrigen nachdrücklich für eine künftige finnländische Monarchie und für ein enges politisches Bündnis des neuen finnländischen Staates mit Deutschland eintritt.

In die stürmischen Zeiten, die Finnland kurz nach seiner Unabhängigkeitserklärung (Anfang Dez. 1917) durchlebte, führt uns ein Schriftchen K. Schimmels[3]), eines in Rußland geborenen und beim Ausbruch des Weltkrieges dort internierten Deutschen. Die ersten Abschnitte behandeln, zumeist auf Grund persönlicher Erlebnisse und Beobachtungen, die innerpolitische Entwicklung Rußlands von der Märzrevolution bis

---

[1]) Septimus, Finnland, wie es war, wie es ist u. was es werden könnte. Kurze Streiflichter. Gr. 8°. 21 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1917.

[2]) Raf. Erich, Die finn. Frage vor u. nach d. russ. Revolution. Gr. 8°. 63 S. Frankf. a. M., Rütten & Loening, 1918. M. 1.50.

[3]) Karl Schimmel, Mit Schmugglern nach Finnland. Meine Flucht a. d. bolschewist. Rußland z. Z. der finn. Freiheitskämpfe. Gr. 8°. 57 S. Berlin W. 35, Kranz-Verlag, 1918. M. 1.50.

zu den Anfängen der bolschewistischen Herrschaft. Die späteren Abschnitte schildern die Flucht des Vf. mit mehreren Landsleuten nach Finnland (Anfang Febr. 1918) und geben manchen wertvollen Aufschluß über den Beginn des dortigen „Roten Aufruhrs“, über die freundschaftlichen Gefühle, welche die finnländischen bürgerlich Gesinnten damals den Flüchtlingen und der gerechten Sache Deutschlands entgegenbrachten, und über die Hoffnungen, die sie damals, nicht vergeblich, auf einen bewaffneten Beistand Deutschlands setzten. — Etwas störend wirken in dem flottgeschriebenen Büchlein leider die vielen falsch geschriebenen finnischen Ortsnamen.

Über die Vorgeschichte und den Verlauf des finnländischen Roten Aufruhrs von 1918 hat H. Söderhjelm eine umfangreiche, vielfach aktenmäßig erläuterte Darstellung veröffentlicht, von der auch eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung aus der Feder Öhquists vorliegt[1]. Der 1. Teil behandelt die psychologischen und politischen Vorbedingungen des Aufruhrs: den Volkscharakter, die Entstehung und Entwicklung der Arbeiterbewegung, den Einfluß der Russifizierungszeit, die inneren Zustände vom Beginn des Weltkrieges bis Ende Jan. 1918, wo die Verbrüderung der meisten finnländischen Arbeiter mit den im Lande hausenden russisch-bolschewistischen Soldatenhorden den Ausbruch der Krisis herbeiführte. Der 2. Teil schildert die Schreckensherrschaft der Roten, besonders in Südfinnland, von ihren Anfängen bis zu ihrem Zusammenbruch im April 1918. Man sieht, wie die gemäßigteren Elemente der sozialdemokratischen Arbeiterschaft mit Drohungen und Gewalt immer mehr in die Rote Bewegung hineingezwungen werden, wie die sogen. „Regierung“ der Roten immer tiefer ins bolschewistisch-kommunistische Fahrwasser gerät, wie der Terrorismus der Roten gegen die „Weißen“ (d. h. die Bürgerlichen), über deren Abschlachtung der Vf., auf Grund offizieller Urkunden und Protokolle, geradezu haarsträubende Einzelheiten mitteilt, immer mehr zunimmt; etwa 6000 „Weiße“ sind damals von den Roten hinter der Front aufs grausamste hingemordet worden. Sehr bezeichnend ist, daß unter den Roten die Landbevölkerung nur sehr schwach vertreten war.

Das Buch S.s, das eine wahrheitsgetreue Beschreibung der bedauernswerten Zustände in einem vorübergehend bolschewistisch regierten Staate gibt, darf auch in Deutschland allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen. Die militärische Niederwerfung des Aufruhrs hat der Vf. nicht behandelt; sie hängt, wie bekannt, mit der Gestaltung der politischen Beziehungen Finnlands zu Schweden und Deutschland eng zusammen. Einige

---

[1]) H. Söderhjelm, Der rote Aufruhr in Finnland im J. 1918. Eine Schilderung auf Grundlage offiziell. Urkk. Berecht. Übersetzg. v. Joh. Öhquist. Gr. 8°. IV u. 180 S. Leipz., Quelle & Meyer, 1918. M. 3.20, geb. M. 4.80.

wichtige Arbeiten über die Vorgeschichte des deutschen Eingreifens und über dessen siegreichen Verlauf sollen im nächsten Bericht besprochen werden.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Literatur zur Geschichte der Römischen Kirche.

Die Regierung Innocenz' III. bezeichnet den Gipfelpunkt der weltlichen Macht des Papsttums, und dieser Gipfelpunkt fällt zusammen mit der äußersten Zuspitzung der Theorie von der päpstlichen Allgewalt. Von jenem Gipfel hat das Papsttum bald schrittweise herabsteigen und mit immer größerer Geschwindigkeit neuen geschichtlichen Machtfaktoren den Platz räumen müssen. Die Theorie aber ist bis heute dieselbe geblieben, nur umgewandelt in ideale Forderungen, die allein durch den Glauben des Kirchenvolkes wirksam sind. So ist die Papstkirche genötigt worden, ihre Herrschaft mehr und mehr auf die Pflege der Frömmigkeit zu gründen, und das hat ihr die Rettung aus dem Untergange gebracht, den sie durch ihre Verweltlichung über sich beschworen hatte.

In diesen Tatbestand führen die hier anzuzeigenden Schriften ein. Die kurze Abhandlung Meyers[1]) hat das Verdienst, aus den Kundgebungen Innocenz' III. selbst dessen Theorie zusammenhängend zu entwickeln. Herkunft und Entstehung dieser Theorie wird ebensowenig erörtert wie ihre praktische Anwendung in den politischen Händeln, für die sie der Papst formuliert hat. Sie in dieser abstrakten Form hinzustellen, ist aber darum von Wert, weil sie dauernd so als absolutes Ideal die Gedankenwelt der Päpstler beherrscht. — An Einzelheiten bemerken wir: Der schlechte Mignesche Text fordert mehrfach zu Korrekturen auf. Die S. 11, Anm. 4, mitgeteilte Stelle, ein Zitat aus Eph. 6, 12, handelt nicht von irdischen Machthabern, sondern von Dämonen. Auf S. 30 wird auf „Anm. 159 u. 160“ verwiesen, die nirgends vorhanden sind.

Pastors großes Papstwerk[2]) atmet durchaus den Geist der Innocentischen Theorien. Seine Vorzüge bestehen in der reichen Fülle der vielfach aus bisher unbenutzten Quellen dargebotenen Materialien und in einer sauberen Anordnung des schwer übersehbaren Stoffes. Freilich, eine lückenlose Vollständigkeit ist auch hier nicht erreicht. Beispielsweise wird in den umfangreichen Kapiteln über das lange Konklave vor der Wahl Pius' IV. und über den skandalösen Prozeß gegen die

---

[1]) Erich W. Meyer, Staatstheorien Papst Innocenz' III. Gr. 8°. 50 S. Bonn, Marcus & Weber, 1919. M. 6.—.

[2]) Frhr. Ludw. v. Pastor, Gesch. d. Päpste usw. 7. Bd.: Pius IV. 8. Bd. Pius V. Gr. 8°. 706 u. 676 S. Freibg., Herder, 1920. M. 36.— u. M. 62.—, geb. M. 44.— u. M. 74.—.

selbst noch viel anstößigeren Carafas das Meiste von dem, was Ludw. Rieß in seinem Werke über die Politik Pauls IV. dazu beigebracht hat, gar nicht oder ganz nebenher erwähnt und seine Darstellung mit den nichtssagenden Worten beiseite geschoben, daß er „in seinen Folgerungen zu weit gehe" (VII, 125). Auch sonst werden höchst interessante Tatsachen wie die, daß Pius IV. 1562 ein pästliches Heer gegen die Hugenotten aufstellen und dazu Mannschaften in Deutschland anwerben wollte (VII, 418 Anm.), oder daß er an Philipp II. einen Gesandten mit dem Vorschlage schickte, er solle die Krone von Frankreich und England annehmen (VII, 546; VIII, 397), nur in beiläufigen Anmerkungen flüchtig gestreift. Von einer Vernichtung der päpstlichen Flotte durch die Türken bei Dscherbe unter Pius IV. hören wir überhaupt etwas erst in der Geschichte Pius' V. (VIII, 543). Schon in diesen Fällen drängt sich die Vermutung auf, daß bestimmte Tendenzen den Vf. an der unbefangenen Erzählung der Tatsachen hindern. Aber überhaupt ist er einer rein sachlichen Auffassung seines Gegenstandes nicht fähig, weil der Standpunkt, den er einnimmt, und die Wirklichkeit, die er behandelt, einander widersprechen. Nach dem kurialistischen Dogma, das er vertritt, ist der Papst als der Stellvertreter Gottes auf Erden unbedingt der geistige Mittelpunkt alles irdischen Geschehens, gleichsam der unbewegte Beweger aller Dinge mindestens innerhalb der Christenheit. Aber gerade die Zeiten Pius' IV. und Pius' V. sind es, in denen sich der Übergang des Papsttums in die neue Gestalt einer auf den geistlichen Einfluß im Kreise seiner Anhänger beschränkten und nur dadurch noch für die Welthändel wichtigen Macht vollzieht. Das hervortretende Merkmal dieser Neugestaltung ist die gänzliche Abhängigkeit sowohl der Kurie von den politischen Konstellationen der Weltmächte wie der katholischen Gedankenwelt von dem Geiste der Zeit. Der Vf. bemüht sich vergebens, den Päpsten die Gloriole einer schöpferischen Geisteskraft ums Haupt zu winden. Gewiß war der Abschluß des Konzils von Trient für die römische Kirche von fundamentaler Bedeutung. Aber seine Berufung und Leitung durch Pius IV. war von Verhältnissen erzwungen, die mächtiger waren als Kurie und Papst, und diesem kommt nur der Ruhm einer höchst geschickten Diplomatie zu. Bei P. freilich erfährt man nichts darüber, wie damals spanisches Staatskirchentum, spanischer Mönchsgeist, römischer Kurialismus, römische Reformpartei und die einzige aussichtsreiche, weil von der modernen Geistesströmung getragene jesuitische Richtung miteinander konkurriert und sich allmählich verschmolzen haben; die Tatsache, daß Lainez, der Jesuitengeneral, in Trient mit seinen Vorträgen jedesmal den Abschluß der Debatten bringt, bleibt möglichst im Dunkel. Daß der Puritanismus Pius' V. nichts als ein ins Römische übersetzter Calvinismus, daß überhaupt die ganze

Erneuerung der römischen Kirche nur eine Frucht des durch die Reformation heraufgeführten Geistesfrühlings ist, kann P. natürlich nicht sehen. Die Notwendigkeit jener Wiedergeburt der Christenheit aus dem Innersten des religiösen Glaubens heraus erkennt er so wenig wie die katholischen Reformer, die damals durch Abstellung äußerlicher Mängel des Kirchenwesens und durch moralische Verbesserungen die Kirchenspaltung überwinden zu können hofften. Der Protestantismus gilt ihm schlechtweg als Abfall und Empörung; alles, was an Gewaltsamkeiten auf protestantischer Seite geschieht, wird mit den schwärzesten Farben gemalt, mit den härtesten Urteilen gebrandmarkt; entsprechende Vorgänge im katholischen Lager werden möglichst nebenhin erwähnt, — man hat den Eindruck, als seien es die Protestanten, die Feuer und Schwert als Mittel zur Bekämpfung Andersgläubiger erfunden hätten. Indes, die Meinung ist vielmehr die, daß Rom diese Mittel mit Recht anwende, aber sich dagegen zur Wehr zu setzen Frevel sei. Das Kapitel über die Inquisition unter Pius V. kann man nicht ohne Grauen lesen; die hämische Herabsetzung der evangelischen Märtyrer ist ebenso empörend wie die Selbstverständlichkeit, mit der die Autos da fé als Beweise der christlichen Wachsamkeit des „heiligen“ Papstes aufgefaßt werden. Wohl muß der Historiker diesen Papst aus seiner Zeit heraus verstehen; in gewissem Sinne wird er ihn selbst groß nennen können. Aber doch nur groß und abscheulich; sein Geruch ist Blut, und ihn als Heiligen zu präkonisieren kommt dem Historiker nicht zu. Schließlich eine Frage: wo und wann hat Luther eine „Aufreizung zur Ermordung des Papstes“ veröffentlicht (VII, 569)?

Die 6 Vorträge von Heiler[1]), einem aus der römischen Kirche konvertierten Professor der ev. Theologie, befassen sich mit dem heutigen Katholizismus und dem Zustande der evangelischen Kirchen in der Gegenwart und bringen praktisch ausgezeichnetes, durch eigene Erfahrung bewährtes Material zur Kenntnis der römischen Kirche und zur Bewertung der beiden Konfessionen. Nur begrifflich das Wesen des Katholizismus aufzuhellen reicht die Methode des Vf.s nicht aus. Die „geschichtliche und psychologische Gesetzmäßigkeit“ (S. 123) ist ein sehr fragwürdiges Prinzip für geisteswissenschaftliche Untersuchungen. So widerfährt es dem Vf., daß er statt des Wesens des Katholizismus vielmehr seine Erscheinung zeichnet. Er nennt ihn einen Synkretismus und schildert die fünf ohnehin einander nicht koordinierbaren Komponenten, aus denen er nach seiner Meinung sich zusammensetzt, — das geistige Band aber, die einigende Idee sucht man vergebens. Wenn H. den evangelischen Kirchen eine in „fester Geschlossenheit“ hergestellte Einheit wünscht,

[1]) Friedr. Heiler, Das Wesen d. Katholizismus. Gr. 8°. 137 S. München, Ernst Reichardt, 1920. M. 10.—, geb. M. 14.—.

um zur „evangelischen Katholizität" zu gelangen (S. 99), so übersieht er, daß dem evangelischen Glauben die Una sancta überall und immer in der unsichtbaren Gemeinde der Gläubigen vorhanden ist. An ihre Stelle eine sichtbare, irgendwie verfaßte Gemeinschaft setzen, hieße den Weg ins Papsttum zurück antreten.

Berlin. Georg Lasson.

Literatur zur Ordensgeschichte.

Der sog. Gebildete weiß im allgemeinen herzlich wenig davon, was das Klostertum des Ma. für die Gestaltung der politischen und geistigen Geschicke Deutschlands bedeutet. Wenn es daher jemand unternimmt, zeitgenössische Aufzeichnungen über das mittela. Klosterleben zusammenzustellen, und wenn er sich dabei auf ernsthafte Veröffentlichungen stützt, so hat die Wissenschaft Anlaß, solches Buches mit Dank zu gedenken. Es ist ein stattlicher Band, den Bühler [1]) vorlegt, obwohl er nur Benediktiner und Zisterzienser, Augustinerchorherren und Prämonstratenser, Franziskaner und Dominikaner berücksichtigt. Aber welch' ein Bild ergibt sich schon hier — zunächst dem modernen Menschen fremd und doch wohl geeignet, ihn einzuführen in eine reiche Welt mit ihren Höhen und ihren Tiefen. Kurze Einleitungen machen die geschickt ausgewählten Abschnitte verständlicher; an 25 Seiten kleingedruckter Anmerkungen geben die Belegstellen und einige Erläuterungen.

In anderer Weise hat ein Glied des Benediktinerordens [2]) ein Einzelschicksal der heutigen Zeit nahezubringen versucht. Das Büchlein ist ein Gemisch von Historie und Erbauungsschrift, ja fast auch Roman. Wenn also betont wird, daß der Vf. gründliche historische Studien getrieben hat, auf denen er sein eigenartiges Lebensbild des bekannten Exegeten und Mystikers Rupert von Deutz († 1135) aufbaut, so ist damit an dieser Stelle über das Buch genug gesagt.

Die Geschichte klösterlicher Institutionen in der Neuzeit zu betrachten, ist bisher nur vereinzelt Aufgabe ernster Forschung gewesen. Und doch bietet sich hier dem Historiker ein dankbares Feld. Bewundernswert fest stehen auch in der Neuzeit noch die Grundmauern dieser Kirche da, aber innerhalb von ihnen modelt ein andersgearteter Geist der Jhdte.

---

[1]) Johannes Bühler, Klosterleben im dtsch. Ma. nach zeitgenöss. Aufzeichnungen. Mit 16 Bildtaf. 8°. VIII u. 528 S. Leipzig, Insel-Verlag, 1921. Geb. M. 32.—.

[2]) Odilo Wolff, Mein Meister Rupertus. Ein Mönchsleben aus dem 12. Jh. Mit 19 Bildern. 8°. VII u. 202 S. Freiburg i. Br., Herder, 1920. M. 6.80, geb. M. 8.80 u. Zuschläge.

doch dies und jenes nach seinem Bilde. Ein Buch von Huemer über die Salzburger Benediktiner-Kongregation ist ein beachtenswerter Beitrag zu diesem Kapitel [1]).

Die Salzburger Benediktiner-Kongregation, die gewissermaßen die Bestrebungen der Melker Reform wieder aufnimmt, ist nach manchen, bis in die Zeit des Tridentiner Konzils zurückgehenden Anregungen 1641 vom Salzburger Erzbischof Paris Lodron († 1653) gestiftet worden. Sie hat sich trotz mehrerer Versuche nie über den anfänglichen Klosterkreis hinaus ausgedehnt und ist stets nur eine Sammlung der sieben Benediktinerklöster St. Peter in Salzburg, Michaelbeuern, Seeon, St. Veit an der Rott, Admont, St. Paul im Lavanttale und Ossiach geblieben. Das ist also der Umfang der Salzburger Erzdiözese. Die Frauenklöster Nonnberg, Chiemsee, Göß, St. Georgen am Längsee sind, offenbar unter dem Einflusse des Erzbischofs, formell nie Mitglieder der Kongregation geworden. Sie stehen aber in engstem Zusammenhang mit ihr. Spricht sich schon in der Gründung durch den Erzbischof, der freilich der entgegenkommende Wille der Äbte nicht fehlte, und in der Ausdehnung der Kongregation nicht über den landesherrlichen Bezirk des Erzbischofs die überragende Stellung des Oberhirten aus, so wird sie noch durch die Tatsache verstärkt, daß die Kongregation nie exemt geworden ist. Sie untersteht der erzbischöflichen Jurisdiktion. Schon die Gründungsurkunde setzt das ausdrücklich fest.

„Einheitlichkeit dieser Klöster in inneren und äußeren Dingen“ war der Zweck der Kongregation, in der St. Peter zu Salzburg fast durchgängig die bedeutendste Rolle spielt. Der Vf. hat es verstanden, auf Grund eines ansehnlichen gedruckten und ungedruckten Materials, über das er genau Rechenschaft gibt, die Entwicklung jener „inneren und äußeren Dinge“ im Laufe der Jhh. anschaulich darzustellen. Der Kongregationsgründung schließt sich die Untersuchung der Statuten und das umfangreichste Kapitel „Das innere Leben“ an. Klosterzucht, Askese, gottesdienstliche Verrichtungen, Wissenschaft und Seelsorge sind die Hauptgesichtspunkte. Das Kapitel „Verhältnis nach außen“ gliedert sich in die Abschnitte „Die geistliche Obrigkeit“, „Der Orden“, „Versuche zur Ausbreitung“, „Die Frauenklöster“.

1746 hat das letzte, das 14., Generalkapitel der Kongregation stattgefunden. Von irgendwelchem Verfall der klösterlichen Zucht ist durchaus nichts zu spüren, wenn man freilich nicht streng nach der Norm der alten Benediktinerregel mißt. Di

---

[1]) Blasius Huemer, Die Salzburger Benediktiner-Kongregation 16[illegible] bis 1808. (Beitr. z. Gesch. d. alten Mönchtums u. d. Benediktinerorden hrsg. von Ildefons Herwegen, Heft 9). Gr. 8⁰. XIV u. 158 S. Münst[er] i. W., Aschendorff, 1918. M. 5.—, geb. M. 7.25.



Kongregation weist bis dahin, und zwar nicht nur zahlenmäßig, einen hohen Stand auf, woran auch die enge Beziehung zur Salzburger Benediktiner-Universität Anteil gehabt haben wird. Aber nun, mit der Mitte des 18. Jh., dringt der freisinnige Geist der Zeit in die dem Tridentinum entsprossene Kongregation. Er lockert ihr Gefüge, und es fällt naturgemäß ganz auseinander, als die staatlichen Gewalten zu Säkularisationen und anderen Gewaltmitteln greifen. Nur St. Peter und Michaelbeuern bleiben übrig. Sie bilden zusammen natürlich keine wirksame Kongregation mehr, von der 1808 das letzte Mal die Rede ist. 1843 wurden erfolglose Versuche einer Neuschöpfung gemacht. Erst die beiden österreichischen Benediktinerkongregationen von 1889 setzen in gewisser Weise, doch „im engen Anschluß an Rom“, die frühere Tätigkeit fort. — Der Abdruck wichtiger Archivalien und ein Register für Namen und Sachen erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Die beiden folgenden Bücher sind ein neues Zeichen der eifrigen franziskanischen Forschung.

In Bd. 45, S. 254. dieser Zeitschrift wurde auf eine Schrift des Franziskanerpaters Doelle hingewiesen, die die Reformtätigkeit des Provinzials Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz 1507—15 behandelte. Diese Vorarbeit hat D. nun zu einer inhaltreichen Darstellung der Observanzbewegung erweitert, die sich in der Hauptsache auf bisher kaum benutzte handschriftliche Quellen von 30 Archiven und Bibliotheken aufbaut[1]). Sie ist in der Tat „ein willkommener Beitrag zur Kenntnis des religiösen Lebens am Vorabend der Reformation und weiterhin zur Kenntnis der kirchlichen Umwälzung im 16. Jh.“.

Drei Teile machen die Arbeit aus. Der 1. behandelt die Observanz in der sächsischen Franziskanerprovinz, d. h. in ganz Mittel- und Ostdeutschland, das die Kustodien der alten sächsischen Franziskanerprovinz umfaßte, bis etwa 1517 hin. Auch im Minoritenorden, wie fast in der ganzen katholischen Kirche, machen sich schon früh Bestrebungen geltend, die auf eine Reform des kirchlichen Lebens und Sinnens hinarbeiten. Unser Orden kennt diese Bewegung bereits im 14. Jh., sie wird ein Wegbereiter der Observanzbewegung, die die Ordensgeschichte des 15. Jh. so lebendig gestaltet. Ihr steht die laxere Richtung, die der sog. Konventualen, gegenüber, und zwischen ihnen suchen sich die Martinianer zu behaupten. Sie nannten sich nach Papst Martin V., der durch die Konstitutionen von 1430 eine Einigung zwischen beiden Ordensfamilien zu

[1]) Ferd. Doelle, Die Observanzbewegung in d. sächs. Franziskanerprovinz (Mittel- u. Ostdeutschland) b. z. Generalkapitel von Parma 1529. (Reformationsgeschichtl. Studien u. Texte, veröffentl. mit Unterstützg. der Ges. z. Hrsg. d. Corpus Catholicorum. H. 30 u. 31.) Gr. 8°. XVII u. 279 S. Münster i. W., Aschendorff, 1918. M. 7.60.

erreichen strebte. In der sächsischen Provinz hat sich nun die oben erwähnte Bewegung, die namentlich auf eine scharfe Befolgung des Armutsideals ausging, überraschend schnell ausgebreitet. D. verfolgt das im einzelnen und stellt es recht anschaulich dar.

Der 2. Teil gewährt einen tiefen Blick in die Unionsbewegung, die etwa von 1481—1517 die sächsischen und böhmischen Observanten und die sächsischen Martinianer in Atem hielt. Es hat Anlaß zu sehr lebhaften Kämpfen zwischen den böhmischen Observanten und sächsischen Martinianern um die Kustodien Breslau und Goldberg 1517—29 gegeben, die im 3. Teil mit der soliden Arbeitsweise, die D.s Arbeiten auszeichnet, untersucht werden.

Auf mehr oder weniger dürftigem Quellenmaterial baut sich eine Arbeit des bekannten Franziskanerpaters Lemmens auf, die die Heidenmissionen im späten Ma. behandelt [1]). Das soll kein Vorwurf für ihn sein; er hätte nie mehr geben können als eine im wesentlichen doch an den äußeren Vorgängen haftende Geschichte der einzelnen Missionare. Wie sie in Predigt und Seelsorge gewirkt haben, wie die Missionsbezirke organisiert waren u. a., läßt sich leider nur ganz undeutlich aufhellen.

Franziskaner und Dominikaner, und zwar aus allen Nationen, tragen in der Hauptsache die Kosten der Mission. L. glaubt einen Unterschied in ihrer Tätigkeit feststellen zu können, der, wie er sagt, auch in ihrer sonstigen Lehre zu Tage tritt: „Wir sehen die Dominikaner bei großen Schwierigkeiten ausweichen und zurückgehen, während die Franziskaner den Gefahren trotzten und mutig dem Tode ins Auge schauten; bei ersteren ruhiges Abwägen, bei letzteren die vorwärtstreibende Liebe".

Die größten Erfolge hat man in China unter der mongolischen (also ausländischen) Dynastie errungen. Als sich die einheimischen Ming auf den Thron schwingen (1368), stürzt das Missionswerk zusammen. Auch in Persien, im Kiptschak, in Turkestan, Vorderindien, auf den Inseln Westafrikas ist das Ergebnis doch schließlich ein negatives, anders im Nordosten Europas, der freilich auf wenigen Seiten allzu knapp behandelt wird. Gerade hier fließt das Material reichlicher. — Daß L. die Literatur kennt und Kritik walten läßt, bedarf keiner Betonung.

Von den Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens sind einige neue Hefte erschienen. Fritz

---

[1]) Bernh. Lemmens, Die Heidenmissionen des Spätma. Festschr. z. 700jähr. Jubiläum d. Franziskanermissionen (1219—1919). Mit 2 Karten (Franzisk. Studien, Beiheft 5). Gr. 8°. X u. 112 S. Münster in Westf., Aschendorff, 1919. M. 4.80, geb. M. 6.20.



Bünger veröffentlicht „Beiträge zur Geschichte der Provinzialkapitel und Provinziale des Dominikanerordens“ [1]), von denen ein paar 1913 und 1914 in der Zeitschr. f. Kirchengesch. (übrigens in etwas anderer Form) gedruckt sind. Sie enthalten Fragmente von Kapitelakten, einige Studienordnungen und eine Zusammenstellung der Provinziale der Ordensprovinz Saxonia (1303 bis etwa 1600), die nicht als eine vollständige Aufzählung, sondern als eine Ergänzung zu der Liste in den „Quellen u. Forschungen“ Bd. 4 (1910) zu betrachten ist. Dem schließen sich eine Liste der Kapitel der Provinz Saxonia seit 1400 und 12 Beilagen von Urkunden, Briefen u. a. an. Unsere Kenntnisse zur Geschichte der Provinz Teutonia werden in geringem Maße, die zur Geschichte der Saxonia hingegen wesentlich vermehrt, mögen sich die Quellen auch fragmentarisch genug uns darbieten, ein Umstand, der die Arbeit des Hrsg. zu keiner leichten gemacht hat. Der sachliche Gewinn des Buches liegt vor allem in der sehr geförderten Personalgeschichte des Ordens, zweitens in der — noch immer gering genug bleibenden — Aufhellung der Studienorganisation der Dominikaner. Es verdient einen Hinweis, daß 1418—30 von Gliedern der Saxonia die ausländischen Universitäten Paris, Bologna, Oxford mehrfach besucht werden. Einiges fällt auch für die Geschichte der Kapitel, der Ordensreform, der Liturgik ab. Unter allen Schriften, die in den letzten Jahren zur Geschichte der deutschen Dominikaner erschienen sind, ist jedenfalls keine, die der vorliegenden an Wert gleichkommt. Dazu trägt das Personenverzeichnis (auch ein Ortsverzeichnis enthält das Buch) wesentlich bei, in das — ein gern gesehenes Novum — auch „einschlägige anderweitige Veröffentlichungen“ einbezogen sind. Es hätte an Brauchbarkeit gewonnen, wenn nicht nur die Vornamen, sondern auch die Vatersnamen der einzelnen Dominikaner im Alphabet zu finden wären.

Einem lokalgeschichtlichen Gegenstande, der aber doch Blicke auf die allgemeine Geschichte der Dominikaner gestattet, wendet P. Gabriel M. Löhr seine Aufmerksamkeit zu. Als Stätte der Mystik, als studium generale steht die Ordensniederlassung in Köln in der ersten Reihe. So wenig auch die Quellen für eine Gesamtgeschichte des Klosters ausreichen, sie fließen doch so reich — im Kölner und Düsseldorfer Archiv —, daß L. ansehnliche „Beiträge zur Geschichte des Kölner Dominikanerklosters im Ma.“ [2]) beibringen kann, denen in einem 2. Bande die Quellen folgen sollen. Die Ausbeute zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist ergiebig, so daß sich ein recht gutes Bild von den Besitzverhältnissen des Klosters und der

---

[1]) Quellen u. Forsch. z. Gesch. d. Dominikanerordens in Deutschland. H. 14. Gr. 8°. VII u. 184 S. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1919. M. 20.—.

[2]) Heft 15 der gen. Quellen u. Forschungen. Mit 1 Lageplan. XV u. 159 S. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1920. M. 20.—.

sozialen Herkunft seiner Glieder gewinnen läßt. „Die allgemeine Entwicklung drängt auf die Annahme von festen Renten und Einkünften hin, und nicht zuletzt stehen — abgesehen von dem großen Grunderwerb — die Leibrenten für einzelne Brüder." Die Insassen kommen aus den verschiedensten Kreisen: der niedere Landadel, die Kölner Geschlechter und Zünfte sind vertreten; den hervorragendsten Mitgliedern widmet L. kurze Darstellungen. Es liegt auf der Hand, daß ein so zusammengesetzter Konvent starke Beziehungen zu den vielfach mit ihm verwandten Kölner Familien gewinnen mußte, seelsorgerische Beziehungen, denen der Vf. im einzelnen nachgeht. Wendet sich der Pfarrklerus allmählich gegen diese Eingriffe in seine Sphäre, so wehrt sich der Rat schließlich gegen die Besitzpolitik der Dominikaner, die einen Bezirk eigenen Rechtes innerhalb der Stadt erstrebt. Wieweit die Bildung zur Immunität etwa 1330—40 gediehen war, zeigt ein besonderes aufschlußreiches Kapitel des Buches. Fast die Hälfte ist dann der Darstellung des großen Streites gewidmet, der sich zwischen Stadt und Kloster mehrere Jahre hinzieht und immer weitere Kreise schlägt: er erwächst aus den erfolgreichen Versuchen der Stadt, der Besitzpolitik der Dominikaner Einhalt zu tun.

Den Werken eines Angehörigen des Kölner Dominikanerklosters geht Martin Grabmann nach, ungedruckten Schriften Alberts des Großen [1]). Drei Traktate de bono sive de virtutibus, de sacramentis, de resurrectione weist Gr. in sorgfältiger Analyse auf Grund zweier Handschriften der Wiener Hofbibliothek (Cod. lat. 1688) und der Marciana (cod. class. IV n. 10) und einiger weiterer minder wichtiger Handschriften als Teile der Summa de creaturis nach. In diesem Werke spricht der bedeutende Theologe zu uns, und für ihn, den gedankenreichen Dogmatiker, den Ethiker und den Moraltheologen, für die Geschichte der Scholastik, der Einwirkung Alberts auf die theologische Nachwelt hat daher die vorliegende Untersuchung die meiste Bedeutung. Ihr Wert beruht auf dem einwandfreien Nachweis der Verfasserschaft Alberts. Die Hinweise, die Gr. bezüglich des inhaltlichen und geschichtlichen Wertes der Traktate gibt, harren der Ausarbeitung. Erst die geplante Ausgabe des — übrigens auch systematisch sehr beachtenswerten — großen theologischen Werkes wird dies ermöglichen.

Berlin-Friedenau. W. Hoppe.

---

[1]) Mart. Grabmann, Drei ungedr. Teile d. Summa de creaturis Alberts d. Gr. Aus d. Handschriften nachgewiesen u. gewürdigt. (Heft 13 der gen. Quellen u. Forschungen.) 8°. VII u. 87 S. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1919. M. 12.50.

Grosse, Robert, Röm. Militärgesch. v. Gallienus b. z. Beginn d. byzant. Themenverfassung. 8°. XV u. 346 S. Berlin, Weidmann, 1920. M. 24.—.

Der Vf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Kriegswesen der spätrömischen Kaiserzeit in einer zusammenfassenden, alle Seiten behandelnden Gesamtdarstellung zu bearbeiten. Mit großem Fleiße und gewissenhafter Kritik sammelt er alle Quellennachrichten, um die Militärverhältnisse des 3.—6. Jh. nach allen Richtungen zu beleuchten. Das Buch ist, seiner Natur entsprechend, nicht leicht zu lesen; es ist mehr ein nüchternes Nachschlagewerk und für jeden, der sich mit dem Kriegswesen der ausgehenden römischen Kaiserzeit nach irgendeiner Seite hin befassen will, unentbehrlich. Es behandelt die Kriegsaltertümer der verschiedenen Hauptperioden, soweit das teilweis sehr dürftige Quellenmaterial überhaupt einen Einblick gestattet. Es ist nicht gut möglich, einzelne Teile zur besonderen Besprechung herauszugreifen; es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß alles, was sich auf die spätere kaiserliche Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, auf ihre Zusammensetzung, Ausbildung, Bewaffnung, auf Lagerwesen, Fahnen, Disziplin, Verpflegung, Besoldung, Rangordnung u. dgl. bezieht, sorgsam behandelt ist.

Die Hauptabschnitte sind: Die Reformen des Gallienus und seiner Nachfolger bis zum Regierungsantritt Diokletians; Die diokletianisch-konstantinische Militärordnung (Truppenkörper, Organisation, Rangordnung, Aushebung und Ersatzwesen); Die inneren Verhältnisse der Armee des 4. Jh.; Die Armee des 5. Jh.; Die Armee des 6. Jh.; Bewaffnung und Artillerie.

Seinem Titel entsprechend will und kann das Werk nur eine Entwicklung des kaiserlich-römischen Berufsheeres vorführen, soweit überhaupt die Quellen einen klaren Einblick gestatten, nicht aber eine Entwicklung der Reichsverteidigung und eine Darstellung der Verwendung der militärischen Kräfte des römischen Kaiserreichs. Und in diesem Sinne ist es als eine dankenswerte Leistung anzuerkennen. Es ist die Frucht 10jähriger Arbeit und Otto Hirschfeld gewidmet, der es nicht nur veranlaßt, sondern auch „die militärgeschichtlichen Studien des Vf. mit stets gleichem Interesse gefördert hat". Darin liegt schon eine genügende Gewähr für die Zuverlässigkeit seiner Ergebnisse.

Berlin-Steglitz. Konrad Lehmann.

Much, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. (Sammlung Göschen.) 3. verb. Aufl. Mit je 2 Tafeln u. Karten. Kl. 8°. 139 S. Berl., Vereinig. wissensch. Verleger, 1920.



Das vortreffliche Büchlein gibt erschöpfenden Aufschluß über die Germanen als Gesamtvolk und ihre Beziehungen zu den Nachbarvölkern, sowie über alle einzelnen Stämme. Einleitend wird das Notwendige über die Indogermanen mitgeteilt und am Schluß auf die Entstehung des deutschen Volkes aus einem Teil der Germanen eingegangen. Ein Sachkundiger von Rang bietet hier die Ergebnisse von Geschichte, Altertumskunde und Sprachvergleichung gedrängt, aber vollständig und zuverlässig; alle unsicheren Kombinationen verschmähend und nur wohlbegründete Folgerungen ziehend, gibt er dennoch ein reiches und anschauliches Bild der verwickelten völkischen Lagerungen, Schiebungen und Spaltungen unserer Urzeit. Die nördliche Herkunft der Indogermanen — aus Mitteleuropa und dem Ostseegebiet — wird überzeugend nachgewiesen, ebenso als die älteste feststellbare Heimat der Germanen, in der jüngeren Steinzeit, das südliche Skandinavien und Jütland. Der vorsichtige Vf. vermeidet es, in der vorgeschichtlichen Datierung so weit zurückzugehen wie Kossinna; seine äusserste Annahme ist, daß die Germanen zwischen 900 und 700 v. Chr. in ihrem Vorrücken längs der Ostsee die Weichsel erreicht haben dürften. Der Vf. macht sich frei von dem für die Geschichte der germanischen Frühzeit bei uns eingebürgerten Brauche, daß die ältesten politischen Verbände, die civitates der römischen Geschichtschreiber, nur als Völkerschaften bezeichnet werden, und daß die Bezeichnung „Stamm" lediglich den in nachchristlicher Zeit aufkommenden größeren Volksverbänden vorbehalten wird. Auch ich halte dies für eine willkürliche Abweichung von der sonst in Ethnologie und Soziologie üblichen Benennung. Denn der über den Geschlechtern sich erhebende nächsthöhere Verband ist stets der Stamm, und die Völkerschaft ist nichts anderes als ein seßhaft gewordener und schon einigermaßen staatlich organisierter Stamm. So wird auch hier beides mit Recht synonym gebraucht. Es besteht auch kein Anlaß, nur die in der Zeit der sog. Völkerwanderung auftretenden größeren Verbände als Stämme zu bezeichnen; sie sind entweder Völkerbünde oder durch Angliederung oder Unterwerfung anderer erweiterte Stämme (wie die Sachsen), oder man kann sie auch, wie die Franken, als Volk bezeichnen.

Berlin-Schmargendorf. Hugo Rachel.

Cohn, Willy, Das Zeitalter d. Normannen in Sizilien. (Bücherei d. Kult. u. Gesch., Bd. 6.) 8°. 212 S. Bonn, Kurt Schröder, 1920. M. 10.—.

Dieses Buch erfüllt den Wunsch, über die Normannenzeit in Unteritalien eine kurze Übersicht zu erhalten, die die neuen

Forschungen zusammenfaßt. Gestützt auf Caspar, Chalandon, Niese, aber auch auf eigene Quellenstudien, hat der Vf. eine sehr brauchbare Arbeit geliefert, in der auch das Kulturgeschichtliche — hier so anziehend — nicht zu kurz kommt. Besonders Roger II. hat ihn gefesselt, seine Justiz, Verwaltung, seine Denkungsart und Toleranz. Ebenso widmet er Wilhelm I. und seinem ersten Minister Majo von Bari seine Aufmerksamkeit. Mit der Zeit Tankreds und der Eroberung Heinrichs VI. schließt die Arbeit. Die Kreuzzüge, vor allem Boëmund und seine Angriffe auf Byzanz hätten doch erwähnt werden müssen; die Politik Kaiser Manuels ist kaum berührt, der Zug Wilhelms gegen Ägypten gar nicht. — Eine sehr dankenswerte Zugabe ist das vollständige Literatur-Verzeichnis.

Der Stil ist öfters ungelenk. Neben „diesbezüglich“ findet sich die jetzt beliebte „Zielstrebigkeit“ und „ansprechen“ in der altmodischen Anwendung. „In einseitigem Standpunkt befangen“ ist ebenso unrichtig wie „Berührung besitzen“ oder das Bild S. 183, in dem einer Flut „starke Wellen“ (statt eines Dammes) entgegengesetzt werden. „Niemals ist die päpstliche Politik völlig selbstlos gewesen“: hat es je eine selbstlose oder, besser gesagt, uneigennützige Politik gegeben? „Auch eine Reihe von Schwestern hat Majo gehabt“: wie lang war diese Reihe?

Trotzdem wird man C.s Studie mit Nutzen lesen; entrollt sie uns doch ein Gemälde von reicher Kultur in einem Staate, den man richtig den ersten modernen des Ma. genannt hat.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Erben, Wilh., Die Berichte d. erzähl. Quellen über d. Schlacht bei Mühldorf. Gr. 8°. 288 S. Wien, Alfr. Hölder, 1917.

Anknüpfend an G. Droysens Bemerkungen über die besonderen Schwierigkeiten, die sich bei der Gewinnung einer wahrheitsgetreuen Darstellung aus den Berichten über kriegerische Vorgänge ergeben, führt E. diese Schwierigkeiten weiter aus und faßt die ganze Frage unter Anwendung auf die Mühldorfer Schlacht vom 28. Sept. 1322 noch tiefer an als seine Vorgänger auf diesem Gebiet: Pfannenschmid und v. Weech. So kommt E. zu einer sehr eingehenden quellenkritischen Untersuchung der erzählenden Berichte. Er teilt sie ein in gleichzeitige Nachrichten, jüngere Darstellungen aus den beteiligten Ländern, fernerstehende Berichte, abgeleitete Darstellungen aus Böhmen und Bayern, abgeleitete österreichische Darstellungen. Er stellt ihren Wert für eine wahrheitsgetreue Darstellung des Vorganges im einzelnen fest und räumt dabei mit mancher bisher noch gläubig hingenommenen Nachricht

auf. Weiter klärt er die Abhängigkeit dieser Quellen voneinander und von anderen auf und kommt dabei vielfach — wie, um einige zu nennen, bei dem „Streit von Mühldorf", der Chronica de gestis principum, Matthias von Neuenburg, Aventin, Johann von Viktring und Thomas Ebendorfer — zu umfangreichen und scharfsinnigen Untersuchungen. Verdanken wir E.s Darlegungen einmal wichtige Aufklärung über den Wert vieler erzählenden Quellen des 14. und 15. Jh. (denn seine Ergebnisse für einen Abschnitt der Quellen werden sinngemäß auf das Ganze anzuwenden sein), so andrerseits — und das ist das Hauptziel der vorliegenden Arbeit — die Feststellung: „Mit dem Verzicht auf die Hoffnung, aus erzählenden Quellen wahrhafte Bilder von den Schlachten der Vergangenheit schöpfen zu können, wird eine verstärkte Ausnützung anderer Erkenntnismittel Hand in Hand gehen, und zugleich wird es hier besonders deutlich hervortreten, welchen Umbildungen die menschliche Erinnerung unterliegt." — Im Anhang sind unter 45 Nummern die auf die Schlacht bezüglichen Quellenstellen abgedruckt.

Berlin. Friedr. Wilh. Taube.

Fueter, Ed., Gesch. des europ. Staatensystems von 1492—1559. (Handb. d. ma. u. neueren Gesch., hrsg. v. G. v. Below u. F. Meinecke, Abteilg. II: Polit. Gesch.). Gr. 8°. XXI u. 343 S. Münch., Oldenbourg, 1919. M. 15.— u. 10% Zuschl.

Es kann keine Frage sein, daß bei derartigen Zusammenfassungen, wie sie das vorliegende Werk zu bieten hat, das schöpferische Moment vor allem in der Art der Durchdringung und der Form des Aufbaues zur Geltung kommt; die Fragen, zu denen sich dem Vf. die Stoffmassen ordnen, die Richtlinien, die sich ihm aus dem vielverschlungenen Gewebe entwirren, erweisen den selbständigen Wert einer über das rein Kompilatorische sich erhebenden Arbeit. Daß F. in jeder Hinsicht große Erwartungen zu befriedigen vermag, sei restlos anerkannt; auch wem die behandelte Epoche geläufig ist, kann sehr viel aus dem Buche lernen. Es gliedert sich in 2 Teile. Der 1., umfassendere, zeichnet mehr zuständliche Formen; er gibt die Voraussetzungen der machtpolitischen Verschiebungen, mit denen sich der kürzere, 2. Teil beschäftigt, indem er die außen- und innerpolitische, die militärische und wirtschaftliche Struktur Gesamteuropas und seiner wichtigsten und wichtigeren Glieder eingehend klarlegt. Hier wird zunächst auf das Zentralproblem der damaligen internationalen Politik (Vorherrschaft über Italien) hingewiesen; dann prüft F. die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Kampfmittel jener Tage (Publizistik, Land- und Seestreitkräfte, Wirkungen öko-

nomischer Faktoren auf die Stellung der Staaten) und schätzt den Einfluß kirchlicher und ständischer Verhältnisse, der geistigen und im besonderen der religiösen Ideen in ihrer Bedeutung für die zwischenstaatlichen Beziehungen des damaligen Europa ein. Der Hauptabschnitt aber ist der Darstellung der Einzelstaaten in allen genannten Belangen gewidmet; der Grad, bis zu dem F. hier für Frankreich, Spanien, Österreich, Deutschland, Venedig u. a. mit der Beschränkung auf Wesentliches und der geschickten Deutung des rein Tatsächlichen bei der Schilderung von Land, Gewerbe, Heer und auswärtiger Politik Leben gewinnt, verdient wahrhaftes Lob. Indem wir einer solchen Leistung gegenüber gerne alle abweichenden Ansichten in Einzelfragen zurückstellen, empfehlen wir das Buch, das auch vorzügliche Quellen- und Literaturangaben, Namen- und Sachregister bietet, weitreichender Benutzung und wünschten die noch fehlenden Bände zur politischen Geschichte innerhalb der gleichen Sammlung in ähnlichem Geiste verfaßt.

Wien. Oskar Kende.

Benary, Friedr., Zur Gesch. d. Stadt u. d. Univ. Erfurt am Ausgange d. Ma. Hrsg. v. Alfred Overmann. Lex. 8°. VIII, 284 u. 72 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1919. M. 20.—.

Der im Nov. 1914 für das Vaterland gefallene Friedr. Benary verhieß einer der verdienstvollsten Historiker für die Geschichte der Stadt und Universität Erfurt zu werden. Die von dem Erfurter Stadtarchivar Overmann unter dem obigen Titel herausgegebene Sammlung seiner historischen Arbeiten zeigt, daß B. wie kein anderer berufen war, endlich einmal auf streng wissenschaftlicher Grundlage die mannigfaltigen Probleme, die gerade Erfurts Geschichte bietet, zu lösen.

Der 1. Aufsatz „Über die Erfurter Revolution von 1509 und ihren Einfluß auf die Erfurter Geschichtschreibung“ und die 1. Hälfte des 2. „Die Vorgeschichte der Erfurter Revolution von 1509“, die bereits früher erschienen waren, hat s. Z. Rich. Wolff in dieser Zeitschrift Bd. XLI (1913), S. 139ff. besprochen. Es muß deshalb von einem weiteren Eingehen darauf abgesehen werden. Allerdings halte ich, im Gegensatz zu Wolff, es für ein ganz besonderes Verdienst von B., nachgewiesen zu haben, daß die Revolution von 1509 nicht durch die Mißwirtschaft des Rates, sondern infolge der Verhetzung der Volksmassen durch Mainzer Agitatoren entstanden ist. Die jüngste Vergangenheit zeigt ja deutlich genug, wohin bloße Verhetzung und feindliche Agitation die politisch unreife Masse führen können.

Der 2., hier zum erstenmal veröffentlichte Teil, über „Erfurts Finanzverwaltung von 1478—1509“ bringt die Belege dafür. B. hat sämtliche erhaltene Rechnungen des Rates aus

jener Zeit geprüft und kommt zu dem unanfechtbaren Ergebnis, daß alle gegen diesen erhobenen Vorwürfe völlig unberechtigt waren. Die schwierige Finanzlage der Stadt war durch die politischen Verhältnisse bedingt. Der Rat hat sich wiederholt bemüht, Abhilfe zu schaffen, ist aber immer wieder an dem Widerstand der verhetzten Bürgerschaft gescheitert. Schuld des Rates war allein, daß er diesen Widerstand nicht mit aller Kraft gebrochen hat. B.s Darstellung gibt eine zusammenhängende Übersicht über die gesamte Verwaltung Erfurts am Ausgange des Ma. und des schweren Kampfes der alteingesessenen Regierungsgewalt gegen die geschichtslose, unpolitische Masse. Im Anhang sind in Regestenform Auszüge aus der politischen Korrespondenz des Rates für die J. 1476—82 zusammengestellt.

Zum erstenmal veröffentlicht wird dann in der Sammlung B.s Arbeit über die „Via antiqua und via moderna auf den deutschen Hochschulen des Ma. mit besonderer Berücksichtigung der Universität Erfurt". Es ist eine Vorstudie zu einer Geschichte der Universität Erfurt, die bisher noch keine, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Bearbeitung gefunden hat. Denn Kampschultes Arbeit, auf ganz unzulänglichen Voraussetzungen aufgebaut, ist völlig unbrauchbar. Aber nicht nur für Erfurt, sondern ganz allgemein fehlt es für das spätere Ma. an eingehenden Untersuchungen über Aufbau und Verfassung der Universitäten. Denifle bricht mit dem J. 1400 ab; nur Hermelinks „Theologische Fakultät in Tübingen" bietet wenigstens für eine Fakultät eine ausgezeichnete Darstellung. Es sind grundsätzliche Fragen, die B. hier berührt, und die gerade für Erfurt eine ganz besondere Bedeutung haben, weil sich nach ihrer Lösung erst ein abgeschlossenes Bild vom Werdegang Luthers gewinnen läßt. B. setzt sich daher zunächst mit der über die Geschichte der Universität vorhandenen Literatur auseinander. So verhältnismäßig gering ihr Umfang ist, so tief steht sie auch fast ohne Ausnahme wissenschaftlich. Die Minderwertigkeit von Weißenborns Ausgabe der Matrikel ist ja jedem Benutzer bekannt. Das einzige einwandfreie Werk ist Schums Katalog der Amploniana. So ist hier eigentlich noch alles zu tun. Und ähnlich liegen die Verhältnisse, sobald man an die allgemeinen Fragen des Aufbaus der ma. Universitäten herantritt. Hier wird B.s Arbeit bahnbrechend wirken. Denn sein Ziel ist, die Forschung von dem bisher eingeschlagenen Wege der Personengeschichte auf den von Organisation und Lehrbetrieb zu führen. Eine ganz neue Methode der Behandlung dieser Fragen muß hier durchdringen.

Das Ergebnis der Untersuchung im einzelnen ist, daß via antiqua und via moderna nicht zwei verschiedene Lehren sind, sondern nur, wie ihr Name sagt, zwei verschiedene Wege zu einem Ziel. „Nicht in dem, was betrieben wurde, sondern



in dem Wie? in der Auffassung und in der Methode“ liegt der Unterschied. Die einen gehen aprioristisch vor, die anderen aposterioristisch. Das ist das Wichtige und das Neue, was B. bringt und auch für die Zukunft der Universitätsgeschichte die Wege weist. Die bisherige Forschung ist hier auf falscher Bahn gewesen. Die Abhandlung ist so wertvoll und so tiefschürfend, daß an ihr nicht mehr vorübergegangen werden kann. Allerdings scheint mir B. dabei die Bedeutung der Ordensliteratur etwas zu unterschätzen. Männer wie z. B. Jakob von Jüterbock oder Johannes Paltz haben auch Einfluß auf den Lehrgang der Universität gehabt. Solange deren Schriften aber noch immer in den Handschriften vergraben sind, ist ihre Beurteilung mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Die auf der Preuß. Staatsbibliothek vorhandenen Erfurter Handschriften könnten hier weiterführen.

Man kann von der inhaltreichen Sammlung nur mit einem Gefühl der Trauer scheiden, daß es B. nicht vergönnt war, seine weiteren Pläne zur Ausführung zu bringen.

Berlin. F. Schillmann.

Laubert, Manfr., Die preuß. Polenpolitik v. 1772—1914. 8°. 204 S. Berl., Preuß. Verlagsanst., (1920). M. 25.90.

Das Buch füllt in unserer Geschichtsliteratur eine empfindliche Lücke aus, die sich jetzt besonders fühlbar machte, wo die Polenpolitik im Sinne der früheren Ostmarkenpolitik abgeschlossen vor uns liegt. Es ist sehr frisch geschrieben, öfters aber mit einer gewissen Schärfe, die den Leser nicht die Überzeugung gewinnen läßt, das kühl abwägende Urteil eines Historikers vor sich zu haben. Besonders gilt dies für die ersten Kapitel; weiterhin wird die Darstellung eingehender und beleuchtet auch die Entwicklung des polnischen Volkes, ohne deren Kenntnis die preußische Polenpolitik mit ihren Wirkungen nicht verstanden werden kann.

Recht dankenswert ist die hier angeschlossene Betrachtung über die Polenbewegung in Oberschlesien, das ja allmählich immer tiefer in die Fragen der Polenpolitik hineingezogen wurde. Während ungefähr bis 1848 der nationale Gegensatz nicht wesentlich war und mehr in der Natur der Dinge lag, wurde er seit dieser Zeit durch das oft behandelte, unheilvolle Wirken des Schulrats Bogedain in Oppeln u. a. in die bis dahin friedliche Bevölkerung mit all dem Haß und Hader, wie er in Posen schon bestand, hineingetragen und von da ab dauernd kräftiger geschürt.

Nach einem zusammenfassenden Schlußwort und dem Abdruck zweier Aktenbeilagen aus den J. 1815 und 1816 bringt

L. einen guten Literaturnachweis und ein Register, durch welche beiden Zugaben er den Wert seines Buches hebt und die Benutzung, die nur warm empfohlen werden kann, sehr erleichtert.

Breslau. H. Bellée.

Hoeltzel, Max, Friedrich List. E. Beitr. zu s. Würdigung. 1. Bd. 68 u. 46 S. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1919.

Die sehr gut ausgestattete Schrift gibt, nach einer knappen Skizze von Lists Lebensgang, Mitteilungen über die von der Mainzer Zentraluntersuchungskommission gegen ihn geführten Untersuchungen, einen Bericht Tzschoppes über ihn vom Mai 1835, Beiträge zu seiner Beurteilung durch die Öffentlichkeit und die Regierungen und eine umfangreiche Listbibliographie. Diese führt neben seinen Werken, wobei auch Reden und Briefe einzeln namhaft gemacht werden, in der Literatur über den großen Nationalökonomen auch sämtliche allgemeinen Werke auf, in denen seiner gedacht wird; hier hätte man gern auch die Seitenzahlen gesehen. Die Reihenfolge ist die chronologische nach dem Erscheinungsjahr; daher werden die verschiedenen Schriften derselben Autoren getrennt voneinander aufgeführt.

Der Text selbst enthält mancherlei Neues; mehr davon dürfte allerdings erst der 2. Bd. bringen. Die Charakteristik des im Faksimile wiedergegebenen Entwurfs einer Veröffentlichung in der Form von „Briefen vom Rhein“ als Entwurf zu einer „Zeitschrift“ halte ich nicht für richtig; es dürfte sich um eine Artikelserie oder eine eigene Schrift handeln. Ich kann auch an dem Entwurf nichts „Mysteriöses“ (vgl. S. 68) finden, trotz der Anspielung auf das „Manuskript aus Süddeutschland“. Der Zeit nach dürfte er etwa ins J. 1840 oder später fallen.

Berlin. E. Kaeber.

Schmitz, Elisabeth, Edw. v. Manteuffel als Quelle z. Gesch. Friedr. Wilhelms IV. (Hist. Bibl., 45. Bd.) 8⁰. V u. 95 S. München, R. Oldenbourg, 1921. M. 10.—.

Unter den vielen Werken Rankes nehmen die beiden Schriften „Aus dem Briefwechsel Friedr. Wilhelms IV. mit Bunsen“ (1873; 3. Aufl. 1887 in Bd. 49/50 der Sämtl. Werke) und „Friedrich Wilhelm der Vierte“ (1878 in Bd. VII der „Allgem. deutsch. Biograph.“ und Sonderdruck daraus zusammen mit „Friedr. d. Gr.“) nicht die oberste Stelle ein. Denn Ranke fühlte sich gerade hierbei in zu hohem Grad als treuen Vasallen, der den geliebten königlichen Herrn vor posthumer Verunglimpfung zu schützen habe, als daß er an seine Aufgabe völlig frei hätte herantreten können. Nun wissen wir seit Mai 1896, daß auf Rankes Urteilsbildung die verwandte Auf-



fassung des „Flügelteuffels“ nicht ohne Einfluß gewesen ist. Daher war es keine überflüssige Fragestellung, einmal zu untersuchen, wie weit man sich auf Edwin v. Manteuffel als zuverlässige Quelle verlassen dürfe. Schm. hat sich dieser Mühewaltung auf Grund einer Anregung ihres Lehrers Meinecke unterzogen. Und zwar, wie man behaupten darf, mit vollem Erfolge. Den Schlacken tastender Anfängerschaft begegnet man fast nirgends (eine Spur davon z. B. in Anm. 2 zu S. 72). Das Ergebnis lautet für Manteuffel ungünstig. Er sieht einseitig, konstruiert und wittert; sein Standpunkt ist, bei aller bona fides, subjektiv. Ohne Zweifel hat dadurch die im konkreten Falle durch liebevolle Voreingenommenheit sowieso beeinträchtigte Objektivität Rankes Schaden gelitten; daran ist nicht zu rütteln. — Die Arbeit gewinnt an Wert durch einen urkundlichen Anhang: eine Aufzeichnung Manteuffels über die Frage der Union vom Hochsommer 1850 und den langen Brief vom 7. Febr. 1872, der Manteuffels Besserungsvorschläge zu Rankes Ms. vom Bunsen-Briefwechsel enthält, besonders charakteristisch durch seine advokatorische Verfechtung einer künstlichen Kontinuität Friedr. Wilhelm — Wilhelm I. Persönlich bedaure ich nur, daß Schm. die Jahre nach Olmütz verhältnismäßig kursorisch behandelt; so ist Manteuffels Petersburger Sendung vom Juni 1854, worüber ich gern etwas Näheres erfahren hätte, auf S. 59/60 gar nicht erwähnt.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Liermann, Otto, Tycho Mommsen u. d. Frankfurter Gymnasium 1864—86. (S.-A. aus der Festschr. „Gymnasium Francofurtanum 1520—1920“, S. 39—64). Mit 5 Abb. Frankf. a. M., Wüsten & Co., 1920.

Auf umfassende Studien gedruckter und ungedruckter Quellen (z. B. Briefe und Akten des Frankfurter Senates und anderer Behörden) gestützt, zeichnet L., der Direktor des Wöhler-Realgymnasiums in Frankfurt a. M., ein eindrucksvolles Bild des berühmten Gelehrten und Pädagogen. Leider hat die schwere Zeit, in der allenthalben geistige Hervorbringungen beschränkt werden, auch hier eingewirkt und die Schilderung „aus Raumrücksicht“ in knappen Grenzen gehalten. L. ist um so mehr berufen, das Leben T. Mommsens darzustellen, als er dessen Schüler gewesen ist und, wenngleich Leiter eines Realgymnasiums, volles Verständnis für den Wert klassischer Studien erweist.

Tycho M., ein Bruder Theodors, des Vf.s der römischen Geschichte, hat in Frankfurt a. M. 22 Jahre das alte, damals einzige Gymnasium der Stadt, geleitet, das später bei zunehmender Einwohnerzahl sich in mehrere höhere Schulen spaltete. Äußerlich verlief sein Leben in keineswegs un-

gewöhnlichen Bahnen. Aus einem schleswigschen Pastorenhause hervorgegangen (geb. in Garding am 23. Mai 1819), studierte er zugleich mit seinem Bruder Theodor in Kiel, wo er mit Karl Müllenhoff und Theod. Storm in freundschaftliche Verbindung trat, wurde Lehrer in Altona (1843), genoß dann die Schönheit der italienischen Landschaft und das Studium vatikanischer Handschriften, kehrte 1848 in seine lebhaft bewegte Heimat zurück und arbeitete an Theodors Schleswigholsteinischer Zeitung. Er heiratete eine Hamburgerin (Franziska de Boor) und suchte die für die Begründung einer Familie nötige Lebensstellung, die er als Kollaborator an der Gelehrten Schule in Husum fand. 1850 ward er wegen seiner deutschen Gesinnung vertrieben und fand eine Zuflucht in Eisenach, wo er mit Moritz v. Schwind in freundschaftliche Beziehungen kam. 1861 ging er nochmals nach Italien, ward darauf Rektor der Bürgerschule in Oldenburg und endlich, nachdem er durch seine Pindar-Ausgabe sich einen Namen gemacht (1864), Direktor des Frankfurter Gymnasiums, an dem er bis 1886 wirkte. Am 30. Nov. 1900 erlöste ihn der Tod von körperlichem und geistigem Siechtum.

Um so reicher ist das innere Leben, seine Wirksamkeit unter Schülern und Kollegen. In der ersten Zeit in Frankfurt wegen Anschluß an die preußische Partei und wegen furchtlosen Eintretens für die innere und äußere Entwicklung seines Gymnasiums mit Zurückhaltung behandelt, errang er sich bald einen hochgeachteten Platz unter seinen Fachgenossen und die aufrichtige Liebe seiner Schüler. L. weiß ihn als wissenschaftliches Talent, als Organisator seiner Anstalt und glücklichen Pädagogen, als Charakter und hochsinnigen Menschen in knappen Zügen zu schildern. Wiedergabe von Einzelheiten ist hier nicht angebracht; ich kann nur dazu auffordern, die Biographie selbst zu lesen. Jeder Leser wird dabei den Wunsch empfinden, daß es dem Vf. vergönnt sein möchte, das reiche und interessante Material, das ihm zu Gebote steht, in einem größeren Buch zu verwerten.

Berlin-Lichterfelde. J. Girgensohn.

---

v. Esbach, Friedr. Carl, Herzogin Adelheid v. Schleswig-Holstein. E. Lebensbild d. Mutter uns. Kaiserin. Mit Abb., Bildnissen, Genealogien u. Stammtafeln. Stuttg., W. Kohlhammer, 1917. M. 40.—.

Es ist das Charakterbild einer schlichten Frau, das uns hier entrollt wird, deren Dasein aufging in der Hingabe an die Familie und in charitativem Wirken in der Gemeinde. Was von ihr gesagt wird, könnte mit wenig veränderten Worten auch von ihrer Tochter, der verewigten Kaiserin Auguste Viktoria gesagt werden. Ihr Lebensweg führte sie

von dem fränkischen Sitze der Hohenlohes nur 1864—66 auf die Wogen der hohen Politik, als ihr Gemahl Herzog Friedrich vergeblich seine Rechte auf das angestammte Schleswig-Holstein geltend machte. Aber auch damals hat sie sich von der eigentlichen Politik ferngehalten und nur als Hüterin seines Hauses in Gravenstein und Kiel gewohnt. Ihre Hauptaufgabe sah sie in der Erziehung ihrer Kinder, denen sie unverkennbar den Stempel ihres Wesens aufdrückte. Das schlichte Hauswesen dieser fürstlichen Familie auf dem kleinen Gute Primkenau zeigt uns die besten Züge des deutschen Hauses, ungetrübt von den auflösenden Tendenzen der modernen Entwicklung. Der Wert des Buches für die Historiker liegt in den peinlich genauen Personalangaben über jede erwähnte Person und den beigegebenen Stammtafeln, obwohl der Vf., zwar nicht in der Schilderung der Herzogin, wohl aber bei der Aufzählung aller etwa bei einer Hochzeit anwesenden fürstlichen Personen usw. den Byzantinismus nicht nur streift. Auch seine weitgehenden Erörterungen der bestehenden und zu erstrebenden Rechte der ehemaligen reichsunmittelbaren Geschlechter haben mit dem eigentlichen Gegenstande wenig zu tun.

Berlin. Adolf Jürgens.

Egelhaaf, Gottlob, Gesch. d. neuesten Zeit vom Frankf. Frieden b. z. Gegenwart. 8. Aufl. 1. Bd: X u. 470 S.; II. Bd.: 537 S. Stuttg., Karl Krabbe (Erich Gußmann), 1920. M. 60.—, geb. M. 75.—, bezw. M. 90.—.

Egelhaaf, Gottlob, Hist.-polit. Jahresübersicht f. 1918; f. 1919; f. 1920, hrsg. v. Herm. Haug. 220, 192 u. 320 S. Stuttg., Karl Krabbe (Erich Gußmann), 1919. 1920. 1921. M. 5.60, geb. M. 7.—; M. 9.—, geb. M. 12—; M. 20.—, geb. M. 24.—.

In kaum 12 Jahren hat das an erster Stelle genannte inhaltsreiche Werk die 8. Aufl. erlebt. Eine bedeutsame Erscheinung auf dem deutschen Büchermarkt. In der Tat entspricht das Buch allen billigen Anforderungen. Das gedruckte Quellenmaterial ist in ausreichendem Maße herangezogen und mit kritischem und selbständigem Urteil verwertet.

Das Werk führt den Leser durch den glänzendsten Abschnitt deutscher Geschichte bis hin zu dem tiefen Sturz des deutschen Volkes: Von Frankfurt a. M. nach Versailles, von Bismarck zu — Ebert. Besonderes Interesse erweckt in der vorliegenden Aufl. die Schilderung des Weltkrieges. Auf knapp bemessenem Raume wird eine Darstellung der gewaltigen Ereignisse geboten, die an Klarheit und Übersichtlichkeit, an Anschaulichkeit und innerem Gehalt nichts zu wünschen übrig läßt. Allerdings reicht das Material, das hier sachkundige Verwertung gefunden hat, nicht über den Anfang d. J. 1920 hinaus. Infolgedessen sind manche Teile, wie die unmittelbare

Vorgeschichte des Krieges, entschieden zu kurz gekommen, während andere, wie die Einmarschkämpfe, die Marneschlacht, der Balkanfeldzug usw. dem heutigen Stande unserer Kenntnis nicht ganz entsprechen.

Aus der Fülle der Einzelheiten seien hier 2 Fälle angemerkt: In seinem neuesten Werke („Meine Gefangenschaft") bestreitet Caillaux gegenüber E. (S. 213) entschieden, im Sept. 1917 zum Frieden geraten zu haben. Kein Mensch in Frankreich habe damals daran gedacht. — Der Vf. preist (S. 195) den italienischen Schauspieler Moissi, der nach Kriegsausbruch einen offenen Brief an sein Volk gerichtet habe, um es zur Besinnung zu bringen, und dann als Kriegsfreiwilliger in das deutsche Heer eingetreten sei. Er vergißt hinzuzufügen, daß dieser wackre histrio tragicus aus Italien, der sein Glück ausschließlich in Deutschland gefunden hat, bei erster Gelegenheit mit seinem Flugzeuge desertiert ist und nach Friedensschluß das deutsche Offizierkorps schmählich beschimpft hat, trotzdem aber in Berlin nach wie vor von dem gedankenlosen Publikum gefeiert wird.

Dankenswert sind die beigegebenen Zeittafeln, die Tabellen der Regenten, der deutschen Reichskanzler, der preuß. Minister, der preuß. Generalstabschefs, der österr. und ungar., der russ., engl., franz. und italien. Ministerpräsidenten und das ausführliche, zuverlässige Orts-, Personen- und Sachregister.

Die letzten 3 Jahrgänge von E.s rühmlichst bekannter „Jahresübersicht" bieten vor allem eindrucksvolle Darstellungen des Verlaufs des Weltkrieges und der Staatsumwälzungen i. J. 1918, der Friedensverhandlungen, der Friedensschlüsse und der politischen Neugestaltung Europas i. J. 1919. Daneben erfahren die Vorgänge in den übrigen Kulturländern gebührende Würdigung.

Besondere Beachtung verdient der Jahrg. 1920. Von Herm. Haug sorgfältig und mit ungewöhnlicher Sachkunde bearbeitet, enthält er alle wichtigen Ereignisse des Jahres in seltener Vollständigkeit, in übersichtlicher, kritischer und formvollendeter Darstellung. Hervorzuheben sind die Abschnitte über die Wirkungen der Friedensverträge und der damit zusammenhängenden diplomatischen Verhandlungen, über die Zurückhaltung Amerikas, den Völkerbund, die bolschewistische Weltrevolutionspolitik, die innerdeutschen Ereignisse, das Schicksal der besetzten, abgetrennten und verlorenen deutschen Gebiete. So dürfte das Werk berufen sein, wesentlich dazu beizutragen, nicht nur die Kenntnis der Zeitereignisse zu vermitteln, sondern auch politisches Verständnis zu erwecken und zu vertiefen.

Bei dem allmählich angewachsenen Umfang des Werkes hat leider der letzte Jahrg. auf die Beigabe wichtiger historischer Dokumente verzichten müssen.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.



Immanuel, Fr., Die Ursachen d. Siege u. Niederlagen im Weltkriege. Krit. Betrachtungen. 8⁰. 174 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1919. M. 5.—.

Inzwischen sind andere Werke veröffentlicht, welche die besprochenen Tatsachen teils berichtigen, teils in anderem Lichte erscheinen lassen, so die Erinnerungen Ludendorffs, Falkenhayns „Die oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschlüssen“ usw. Es ist somit überholt.

Der Vf. schildert die Ereignisse kurz und übersichtlich und beurteilt die gefaßten Entschlüsse und Anordnungen. Die französische Heeresleitung schneidet dabei gut ab, und auch bei den meisten deutschen Führern wird mit Anerkennung nicht gekargt. Zustimmen wird man der allerdings nicht neuen Bemängelung der deutschen Kräfteverteilung während des Vormarsches durch Belgien und deren weiterer Schwächung durch die Verschiebung 2er Korps nach dem Osten, sowie der allerdings durch General v. Kuhl in Abrede gestellten Unkenntnis über den Stand der russischen Mobilmachung und Kriegsbereitschaft; manches andere aber dürfte auf Widerspruch stoßen. Ich greife nur einiges heraus. Der Vf. beginnt seine kritischen Betrachtungen mit einem Ausspruch Moltkes d. A. und fügt hinzu, daß auch der Seherblick dieses Mannes nicht einen Weltkrieg von mehr als 4jähriger Dauer vorausgesehen habe. Dazu ist zu bemerken, daß der greise FM. sich am 14. Mai 1890 im Reichstage wie folgt geäußert hat: „Keine der großen Mächte kann in einem oder in zwei Feldzügen vollständig niedergeworfen werden. Es kann ein 7jähriger, es kann ein 30jähriger Krieg werden.“ — Nicht recht verständlich ist es, wenn S. 3 ausgesprochen wird, „der deutsche Kanzler hätte am 4. Aug. 14 nicht die Notwendigkeit des Durchmarsches durch Belgien so offen zuzugeben brauchen“. Nicht hierin lag der Fehler, sondern darin, daß von vornherein ein Unrecht zugestanden wurde, das in höherem Sinne ein solches nicht war. Dem deutschen Generalstab wird, m. E. mit Unrecht, vorgeworfen, den Gegner nicht gebührend eingeschätzt zu haben. Ich erinnere mich einer 1911 im Anschluß an eine Übung vor Offizieren gehaltenen Ansprache des verstorbenen FM. v. d. Goltz, in der dieser ausdrücklich hervorhob, daß unsere Gegner uns in Ausbildung und Bewaffnung gleich seien. Nun war der FM. allerdings damals nicht mehr im Generalstab, aber doch mit dessen Ansichten vertraut; auch aus dem Werke des Generals v. Kuhl „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“ geht hervor, daß der Gegner keineswegs unterschätzt worden ist — abgesehen von England in dessen späterer Kraftäußerung, die wohl niemand vorausgesehen hat. Wenn gelegentlich von einzelnen jüngeren Offizieren Äußerungen gefallen sind, die auf eine Unterschätzung schließen ließen, so war das sicherlich nicht die Meinung der maßgebenden

Stellen. Nicht zugegeben kann ferner werden, daß die Belgier nach dem Treffen bei Tirlemont aus der Kriegshandlung vorläufig ausgeschieden seien; sie haben dauernd beträchtliche deutsche Kräfte abgezogen. — Von der Marneschlacht gilt ganz besonders, was über sehr viele Ereignisse des Weltkrieges zu sagen ist, nämlich daß trotz allem, was bereits darüber geschrieben, die Zeit für eine Kritik noch nicht gekommen ist, weil dazu die erforderlichen amtlichen Unterlagen fehlen. — Wenn der Vf. der Ansicht ist, daß den Russen durch ihre Siege bei Lemberg im Aug. und Sept. 1914 außer dem Land „und moralischem Gewinn militärische Vorteile nicht erwachsen“ seien, so dürfte er die schwere Erschütterung des österr.-ung. Heeres unterschätzen, das sich seitdem nie wieder zur vollen kriegerischen Leistungsfähigkeit erhoben hat. — Dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch wird an mehreren Stellen Mangel an Tätigkeit und Schnelligkeit vorgeworfen. Allerdings lautete die offizielle deutsche Beurteilung des Großfürsten früher nur „in seinen Leistungen ungleich“, aber Ludendorff hebt doch wiederholt den festen und starken Willen des Großfürsten hervor und schreibt einmal über ihn: „Er war ein ganzer Soldat und Feldherr“. Auffallender Weise wird nicht erwogen, ob während des Sommerfeldzuges 1915 gegen Rußland ein früheres Vorgehen der 8. und 10. Armee etwa über Kowno und Wilna nicht ein größeres Ergebnis herbeigeführt haben würde, als das der 9. und 12. Armee über Warschau, Pultusk und Ostrolenka.

Der Vf. ist der Ansicht, daß nach dem Zurückrollen der russischen Dampfwalze, also Mitte Dez. 1914, die deutschen Kräfte im Westen hätten vereinigt werden müssen, um dort ein Ende zu machen. Man hätte in Frankreich nicht warten dürfen, weil sonst England militärisch erstarkte und es so unmöglich wurde, dem Weltkrieg überhaupt eine für Deutschland siegreiche Wendung zu geben. Bei diesem Vorschlag wird nicht berücksichtigt, daß so viel deutsche Kräfte nicht zur Verfügung standen, weil Österr.-Ungarn dauernd starker Hilfe bedurfte und ohne diese die Russen wohl eher nach Wien, als die Deutschen nach Paris gekommen wären. Auch reichte die deutsche Artillerie und Munition wohl aus, um 1915 die Stellungen der Russen einzuhämmern, die damals in Bezug auf Munition auf den Tiefstand gekommen waren, nimmermehr aber, um den franz.-englischen Widerstand zu brechen. Die Behauptung, daß eine vorsichtig geleitete Annäherung an Rußland im Herbst 1915 Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, scheint mir durch die letzte Veröffentlichung v. Bethmann-Hollwegs im Oktoberheft 1920 der Preuß. Jahrbücher endgültig widerlegt. — Ein herbes Urteil wird über das Einstellen des deutschen Vorgehens gegen Saloniki nach Beendigung des serbischen Feldzuges 1915 gefällt. Der Vf. sieht die Gründe dafür in „sentimentalen“ politischen Erwägungen, während sie in Wirklichkeit überwiegend

militärischer Art — mangelnde rückwärtige Verbindungen — gewesen sind. Den österr. Angriff in Südtirol, Mai 1916, stellt I. so dar, als ob die verbündete Heeresleitung dabei von der deutschen beraten gewesen sei; aus den Werken Falkenhayns und Cramons „Unser österr.-ung. Bundesgenosse im Weltkriege" geht gerade das Gegenteil hervor: die Deutschen hatten davon abgeraten.

An Gründen des Unterliegens führt das Buch hauptsächlich, außer den Fehlern der Politik und der feindlichen Übermacht, die Zersplitterung der Kräfte nach dem Osten hin an und die Verzögerung des Rückmarsches im Westen im Juli und Aug. 1918, als nur durch schleuniges Loslösen vom Feinde die Bewegungsfreiheit und Erhaltung des Heeres zu erhoffen war. Die Zersplitterung ist unleugbar; doch waren es zwingende Gründe wirtschaftlicher Art, die sie veranlaßt haben; auch waren die im Osten befindlichen Truppen, abgesehen von den Offizieren, im Westen nur zum geringsten Teile verwendbar, und an mäßigen Etappentruppen hatten wir dort genug. Was aber die geforderte Loslösung vom Feinde betrifft, so dürfte sie, ohne an manchen Stellen in Flucht auszuarten, und ohne die Preisgabe von Gerät, das für die Weiterführung des Kampfes unentbehrlich war, nicht ausführbar gewesen sein.

Die Schreibweise des Vf.s ist flüssig und volkstümlich, das ganze von warmer Vaterlandsliebe getragen. Das Buch würde sich aus diesem Grunde zur weiteren Verbreitung eignen; dem steht aber entgegen, daß manche auf unrichtigen Voraussetzungen beruhende Urteile geeignet sind, falsche Vorstellungen hervorzurufen. Die Zeit zu einer Kritik ist eben noch nicht gekommen.

Magdeburg. Max Dobrzyński.

Gentizon, Paul, L'Allemagne en république. 8°. 255 S. Paris, Payot & Cie., 1920. Fr. 5.—.

Im Nov. 1918 wurde G. vom Pariser „Temps" beauftragt, nach München und nach Berlin (diese Reihenfolge ist nicht ganz unwesentlich) zu reisen und von dort aus über die deutsche Revolution zu schreiben. Diese Berichte kamen später gesammelt unter dem Titel „La Révolution allemande" heraus. Danach hielt sich G. noch zweimal — 1919 und 1920 — in Deutschland auf. Er studierte die Auflösung des alten Heeres, die Bildung der Reichswehr, das Entstehen der verschiedenen Selbstschutz-Organisationen, die er natürlich „formations guerrières" nennt, und stellte auch hierüber ein Buch zusammen: „L'armée allemande depuis la défaite". Was daneben an allerhand persönlichen Beobachtungen abfiel über die mancherlei Gärungen, unter denen sich die Anfänge der deutschen Republik

vollzogen, hat G. in vorliegendem Buche zusammengetragen. Er charakterisiert sie selber als journalistische Momentaufnahmen und beansprucht für seine in Eile gefaßten Behauptungen von vornherein keine apodiktische Gültigkeit. Das entwaffnet den Kritiker. Er legt an diese frisch geschriebenen Briefe nicht den Maßstab der historischen Methode, sondern nimmt sie hin als Dichtung und Wahrheit (mehr Dichtung als Wahrheit). Auf dem Gebiete der Psychologie unserer ehemaligen Feinde haben wir ja noch so viel zu lernen, daß wir wohl auch Bücher berücksichtigen sollten wie die von G., obgleich ihre Wissenschaft, wie gleich im Anfang des „Republikanischen Deutschlands" die Verherrlichung Kurt Eisners lehrt, z. T. aus ziemlich trüben Quellen geflossen ist. Überaus bezeichnend für die Mentalität dieses französischen Journalisten ist die Überschrift des fünf Interviews mit Lichnowsky, Rathenau, Reventlow, Kluck und Erzberger (!) wiedergebenden 8. Kap.: „Audiatur et altera pars!"

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Aus Oberschlesiens Vergangenheit. (Beitr. z. schles. Gesch., hrsg. v. Ver. f. Gesch. Schlesiens.) 8⁰. 93 S. Gleiwitz, Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H., 1921. M. 3.50.

Die Abstimmung in Oberschlesien hat das Interesse ganz Deutschlands, ja der ganzen Welt, auf dieses Land gelenkt, das sonst im allgemeinen Empfinden stets etwas stiefmütterlich behandelt worden ist. Darum wird man es wohl auch in weiteren Kreisen begrüßen, daß seine Geschichte in dem vorliegenden Bande näher ans Licht über den Kreis der eigentlichen Lokalhistorie hinaus gezogen wird. Die besten Kenner der schlesischen Geschichte haben sich zu diesem Werk zusammengetan.

H. Wendt weist nach, daß 1372 König Ludwig von Ungarn und Polen auf Oberschlesien und Schlesien überhaupt verzichtet hat. — Mart. Jahn berichtet aus der frühgermanischen Vorzeit des Landes. — „Oberschlesiens Deutschtum im Mittelalter" führt uns Rob. Holtzmann vor Augen, indem er sich dabei auf die Forschungen des verstorbenen Lambert Schulte stützt, die der Ref. im 47. Bande dieser Zeitschrift (S. 236/7) eingehend gewürdigt hat. — Auf urkundlicher Grundlage fußend, gibt K. Wutke ein Bild davon, in welchem Umfange „Deutsches Recht in Oberschlesien im Ma." gegolten habe, was in sehr hohem Maße der Fall war. — „Die Bedeutung der deutschen Besiedlung Schlesiens für die kirchliche Entwicklung" untersucht Franz Xaver Seppelt, während über „die oberschlesischen Städte" Otfried Schwarzer handelt. Hier kann er zu dem Ergebnis kommen, daß deutscher Geist und deutsche Arbeit Oberschlesien zu dem gemacht haben,

was es heute ist. — „Von deutscher Kunst in Oberschlesien“ erzählt Paul Knötel. Er sowohl wie Klapper in seiner nachfolgenden Untersuchung über „Geistiges Leben bei den Zisterziensermönchen im Kloster Rauden“ kommen zu dem Ergebnis, daß alles geistige Leben von Deutschland aus nach dem Gebiete kam. Auch die „Oberschlesischen Stadtgeschichten“, von denen Randt erzählt, sprechen von deutschem Geist, der das Land seit Jahrhunderten befruchtet hat. „Kunstwerke oberschlesischen Ursprungs in Wartha“ weist Paul Bretschneider nach, und von „Eichendorffs Heimat“ plaudert Alfons Nowack. — Von dem Wirken des Fürstbischofs Diepenbrock in Oberschlesien berichtet Karl Kastner, während P. Skotnik „die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk unter den Breslauer Bischöfen“ verfolgt. — „Aus Reisebeschreibungen und Memoiren“ gibt Fr. Andreae ein Bild von der „zivilisatorischen Entwicklung Oberschlesiens“; K. Wutke kommt noch einmal zu Wort mit einem Artikel über „Friedr. Wilhelm Graf v. Reden, den Begründer der Montanindustrie“ Oberschlesiens. Den Abschluß des inhaltreichen Bändchens bildet ein Aufsatz über „Ablaß und Kirmes in Oberschlesien“ von Joh. Chrzaszcz.

Man kann hoffen, daß, durch die Lektüre dieses Buches angeregt, — es bietet auch dem Geschichtslehrer viel Nützliches — die Beschäftigung mit oberschlesischer Geschichte nun nicht mehr auf die engen Grenzen der Provinz beschränkt bleiben wird.

Breslau. Willy Cohn.

Bonwetsch, Gerh., Gesch. d. deutsch. Kolonien an d. Wolga. (Schrift. d. Dtsch. Ausland-Inst. Stuttgart. Heft 2.) Gr. 8°. 132 S. Stuttgart, J. Engelhorn Nf., 1919. M. 3.20.

Eine ganz vorzügliche Arbeit eines Mannes, dessen genaueste Bekanntschaft mit der von ihm behandelten Materie aus jeder Zeile des mit wissenschaftlicher Sorgfalt geschriebenen Werks zu erkennen ist, wohl die erste geschichtliche Darstellung des Schicksals unserer deutschen Volksgenossen an der Wolga, deren Not jetzt, da an der Wolga eine fürchterliche Hungersnot ausgebrochen ist, von aller Welt besprochen wird, die aber im Verlaufe der 150 Jahre ihrer Siedelung am größten Strome Rußlands bereits viele schwere Kämpfe und Leiden erleben mußten. Der Vf. schildert diese bis zum heutigen Tage; leider ist man sogar versucht, zu sagen, von der Wiege bis zum Grabe, denn das, was wir heute von der Wolga hören, ist so erschütternd traurig, daß wir den Untergang auch dieser deutschen Kolonien befürchten müssen. 1762—96 ist die Zeit der Gründung der deutschen Wolgakolonien, 1797 bis 1845 ihre Blütezeit, 1846—70 die Zeit der großen Aussiedlung, und 1871 beginnt der Niedergang.

1918 hat B. sein Werk abgeschlossen. Seitdem hat sich an der Wolga allerdings noch manches ereignet; die Kolonien wurden unter der Sowjetherrschaft sogar zu einem „autonomen“ Gebiet, zur Deutschen Kommune; aber, so großartig diese staatsrechtliche Wandlung auch von weitem ausschauen mag, so ist doch die Sowjetzeit für die Kolonien eine Zeit grenzenlosen Jammers, deren Schrecken hinter den Leiden der Kriegszeit nicht zurückstehen. In seiner Vorrede schreibt B.: „Das Sonderdasein der Wolgakolonien ist unwiederbringlich vorüber.“ Wenn die Kolonien der Katastrophe von 1921 unterliegen, wird er leider recht behalten. Überwinden sie aber auch diesen Schicksalsschlag, so kann B. noch die Freude erleben, daß seine Heimat wieder zu einem deutschen Sonderdasein gelangt, denn es hat den Anschein, als ob das russische Staatswesen auf föderativer Grundlage wiedergenesen wird, und wird der „Nemkommuna“ ihre relative Selbständigkeit nicht genommen, so kann auch sie ihr völkisches Selbstbestimmungsrecht verwirklichen. Allerdings sind die ohnehin nicht sehr starken Wurzeln der deutschen Siedelungen an der Wolga schwer beschädigt worden.

Das vorliegende Werk ist bestens geeignet, für das Studium der Wolgakolonien als Handbuch zu dienen. Ihm ist eine Literaturübersicht angehängt, aus der zu ersehen ist, daß dem Vf. wohl kaum etwas, was über seine Heimat geschrieben worden, unbekannt ist. Sein Werk ist die erschöpfendste und beste geschichtliche Monographie unter diesen Schriften.

Berl.-Schöneberg. M. W. Meyer-Heydenhagen.

Günther, Adolf, Frankreich. (Auslandsstud. a. d. Univ. Halle-Wittenberg, 2. Reihe: D. Ausland im Weltkrieg, Heft 6.) 8°. 55 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1919. M. 1.80 u. 40 % Zuschl.

Ausgehend von Frankreichs Lage bei Kriegsbeginn, behandelt der Vf. die Bevölkerungsbewegung, den Parlamentarismus, das Parteiwesen, den Sozialismus, das Gewerkschaftswesen und das Wirtschaftsleben in unserem westlichen Nachbarlande. Er zeigt, wie die mehr und mehr versiegende Volkserneuerung, die mangelnde Kraft für den Wettbewerb auf dem Weltmarkte, die damit zusammenhängende wirtschaftliche Rückständigkeit und die unausgesetzten innerpolitischen Krisen das Gefühl nationaler Schwäche hervorriefen, das man durch die Verwirklichung des Revanchegedankens beheben wollte. Die Kolonien gewannen weder als Absatzmärkte für französische Fertigwaren, noch bei der nur geringen Steigerungsmöglichkeit des Bedarfs als Einfuhrgebiet, noch als Siedlungsland — gibt es doch kaum 600000 Auslandsfranzosen — besondere Bedeutung.

Die Starrheit und Unbeweglichkeit des Wirtschaftslebens und der Bevölkerungsverhältnisse wirkten verhängnisvoll auf das soziale und politische Leben ein. Als der Krieg ausbrach, konnte das Land den Menschenbedarf für seine Verteidigung und für die heimische Verpflegung und Rüstung nicht aufbringen, sondern mußte ein Heer von fremden Kriegern und Arbeitern der verschiedensten Rassen und Sprachen halten. Trotz des wider Erwarten günstigen Kriegsausganges steht das stark erschöpfte Frankreich vor einer schweren Zukunft: es droht Englands Vasall zu werden und vermag infolge innerer Gegensätze nicht, das Ziel einer nationalen Kontinentalpolitik zu erreichen. — Eine Reihe erläuternder Bemerkungen mit Hinweisen auf einschlägige Schriften und Zeitungsaufsätze beschließt die inhaltreiche Schrift.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Japikse, N., Die Stellung Hollands im Weltkrieg — politisch und wirtschaftlich. Nach der Handschrift übers. v. K. Schwendemann. 8°. VII u. 384 S. Gotha 1921, Fr. Andr. Perthes, 1921. M. 40.—.

Der Vf., Vorsitzender der Hist. Komm. der Niederlande, als Historiker insbesondere durch seine Biographie J. de Witts bekannt, setzt hier seine fleißige Feder an, um, unterstützt von seinem Übersetzer, insbesondere uns Deutschen von Hollands Geschicken im Weltkriege zu erzählen. Seine gründliche Belesenheit in der einschlägigen Literatur und seine Vertrautheit mit den Äußerungen der öffentlichen Meinung in Holland sind ebenso beachtenswert wie sein Selbstbekenntnis, er urteile als neutraler Holländer und „neutral“ heiße ihm „Streben nach Wahrheit, nach gerechter, unparteiischer Urteilsbildung“. Man wird seine Schilderungen mit Interesse lesen, namentlich wenn sie die großen internationalen Fragen berühren: Holland beim Kriegsausbruch; die beiderseitige Propaganda, wobei die Entente nur die Deutschland in weiten Kreisen bereits wenig günstige Stimmung zu erhalten hat, während die deutschen Bemühungen, einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeizuführen, zu Boden fallen; von seiten der deutschen und der holländischen Regierungen eine streng korrekte Haltung, so daß Deutschland geradezu peinlich Verletzung des holländischen Territoriums vermeidet, nicht ohne Hintansetzung wichtiger militärischer Gesichtspunkte; ferner die vom Vf. als solche gekennzeichneten Übergriffe der Entente zur See, die alle nach Holland fahrenden Schiffe entgegen der Londoner Deklaration nach einem englischen oder französischen Hafen leitet; die Gründung der Einfuhrorganisation (N. O. T.); der U-Boot-Krieg, der verurteilt und an dessen Erfolg nicht geglaubt wurde, dem aber auf englischer Seite die starke Verbitterung zeitigende

Aufbringung der gesamten niederländischen Fischerflotte 1916 und direkte Verletzungen der holländischen Küstenhoheit 1917 gegenüberstehen; Kühlmanns Auftreten, dessen Anschauungen nach dem Vf. nicht unwesentlich von seinem Aufenthalt im Haag beeinflußt wurden; Amerikas Kriegsteilnahme, deren Bedeutung in Holland wohl von vornherein richtiger gewürdigt wurde als bei uns und die für Holland stärkste Handelsbeschwerden mit sich bringt. Schließlich muß Holland, um nur Getreide zu bekommen, in die Auslieferung seines ganzen Schiffsraums an die Entente willigen. Aber diese vom Vf. stark getadelte „Kapitulation" genügt nicht einmal; die Allierten nehmen vielmehr einfach die Schiffe weg (21. März 1918). Mit einem Schlage erhielt damit die Entente 696468 Tonnen! Im Anschluß daran glaubt J. für April 1918 an eine Kriegsgefahr mit Deutschland, die äußerlich an die Frage der Sand- und Kiesdurchfuhr nach Belgien anknüpfte, im übrigen aber noch keineswegs aufgeklärt ist. Es folgen breite Ausführungen über die wirtschaftliche Lage und die Regierungsmaßnahmen, die J. gern etwas aktiver gesehen hätte. Immerhin — trotz Knappheit, Teurung und Grippe — wir Deutschen hätten gerne mit der holländischen „Not" an Dingen der Leibesnotdurft getauscht. Auf allgemein geschichtliches Gebiet kommt der Vf. wieder in seiner Schilderung der Stimmung der Kriegführenden Holland gegenüber; gleich ihm glaube ich, daß Hollands eigenartige Lage weit mehr in Deutschland als auf der Gegenseite gewürdigt wurde. Die Holländer müssen erleben, daß seit 1915 die Belgier, von denen Tausende und aber Tausende in der Kriegszeit beste Aufnahme in Holland gefunden hatten, mit allen Kräften nach Holländisch-Limburg und Seeländisch-Flandern greifen! Weiter die Bemühungen, Frieden zu stiften, die vielfach holländische Mitwirkung in Anspruch nehmen und in dem noch recht dunklen Schritte des Staatssekretärs v. Hintze vom 14. Aug. 1918 gipfeln. Dann der Zusammenbruch und die Entthronung der deutschen Fürsten, die, wie J. ehrlich gesteht, eine „absolute Überraschung" für die meisten Holländer waren. Bereits erfahren sie, daß „nur ein einfacher Privatmann" Holland vor eine vollendete Tatsache gestellt hat und daß Graf Bentinck den Kaiser auf Wunsch der holländischen Regierung bei sich aufgenommen hat. Aber die anfängliche Erleichterung der Lage und die Freude über den bevorstehenden Frieden macht alsbald einer argen Enttäuschung Platz: So hatte man ihn sich doch nicht gedacht.

Das Buch, das noch mancherlei Wissenswertes über innere holländische Verhältnisse enthält, will noch mehr, als nur ein Stück Gegenwartsgeschichte geben. Der Vf. und der Übersetzer sind beide der Meinung, daß andere Völker, insbesondere die Deutschen, aus Hollands vaterländischer und doch verständiger Haltung lernen könnten. Mag sein, aber im Grunde

sind die Geschicke eines 6- und eines 60-Millionen-Volkes, jenes in denkbar günstiger, dieses in fast verzweifelter Lage, — rein geschichtsphilosophisch betrachtet — ebenso wenig vergleichbar wie etwa ein Idyll mit einem Drama. Wenn aber Gewicht darauf gelegt wurde, dies Buch in Deutschland, z. B. für die aufblühende Auslandskunde, zu verbreiten, so wäre eine kürzere deutsche Ausgabe ohne die vielen Wiederholungen und ohne die breite Behandlung mancher diplomatischen und parlamentarischen Zwischenfälle ohne Folgen am Platze gewesen. So hat das Werk einen reichlich chronikalischen Charakter erhalten.

Charlottenburg. Rudolf Häpke.

Hall, Th. C., Licht u. Schatten im amerik. Leben. E. kulturgeschichtl. Betrachtung. Mit e. Vorwort von Prof. Dr. Ed. Meyer. 8°. 46 S. Berlin, Karl Curtius, 1916. M. —.80.

Die Schrift bietet den Inhalt eines Vortrages, der zum Besten der akademischen Hilfsstelle für durchreisende Truppen in Berlin am 13. Nov. 1915 gehalten wurde. Der Vf., ein Amerikaner irischer Abkunft, der sich als eifriger Vorkämpfer der deutschen Sache in Amerika bewährt hat, gibt eine scharf umrissene Skizze der Kulturentwicklung der Union.

Er unterscheidet vier große Kulturepochen in der nordamerikanischen Geschichte. Als erste bezeichnet er diejenige, in der Frankreich von Kanada aus den Versuch einer Machtgründung auf Grundlage abenteuerlicher Jagdexpeditionen unternahm. Daraus entstand ein Kampf der Jagdkultur mit der Handelskultur der Ansiedler im Süden, der beinahe bis in die Zeit des Unabhängigkeitskrieges dauerte. Das Abenteuerliche, Rohe und Blutdürstige dieser Periode spiegelt sich noch heute im amerikanischen Volkscharakter wider. Diese kanadische, französische Jagdkultur wurde durch die gewerbe- und handeltreibende Kultur der eingewanderten Engländer, Deutschen und Holländer überwunden. Allmählich setzte die Ackerbaukultur ein, die aber bei dem handelsartigen Charakter des landwirtschaftlichen Betriebes ein anderes Gepräge erhielt als in Europa.

Zur Zeit der Befreiung der 13 nordamerikanischen Staaten von der Oberherrschaft Englands, das wegen finanzieller Not die Kolonie mit Steuern zu belasten und die wachsende nordamerikanische Schiffahrt durch die Navigationsgesetze zu unterdrücken gesucht hatte, bildeten Gewerbe und Handel die Hauptinteressen. Daneben gab es im Süden eine Pflanzerwirtschaft, die vorwiegend mit Sklaven arbeitete und hauptsächlich Tabak, später Baumwolle zum Verkauf nach Europa kultivierte. Da die Baumwolle in England verarbeitet wurde und dieses die

Ware mit fertigen Fabrikaten bezahlte, so hinderten diese Zustände das Aufkommen einer Industrie in den an Kohle und Eisen überaus reichen Südstaaten. Die Plantagenwirtschaft selbst war ohne Sklaven schwer betriebbar, weshalb die von den Nordstaaten geforderte Sklavenbefreiung die Südstaaten wirtschaftlich bedrohte. Wie sie freiwillig in die Föderation eingetreten waren, wollten sie jetzt freiwillig aus der Union austreten. Darüber kam es zum Bürgerkrieg. Es war ein Ringen um die Machtstellung zweier verschiedener Kulturen, bei dem die Sympathie Englands ungeteilt auf seiten der Südstaaten war. Wie wenig die Neger selbst nach Freiheit verlangten, beweist ihr treues Ausharren bei ihren Herren; kein Fall der Ausschreitung trat während des $4^1/_2$ Jahre dauernden Bürgerkrieges ein, obgleich die gesamte männliche weiße Bevölkerung an der Front war und die Schwarzen nur Frauen und Kinder über sich hatten.

Nach dem Bürgerkriege entstand eine neue industriell-kapitalistische Kultur. Die Kartelle begannen einen Kampf großen Stils um die Machtstellung in der Zentralregierung. Die ökonomischen Verhältnisse beherrschen das Dasein, die Rasse spielt fast gar keine Rolle, und in der Geistesverfassung des Amerikaners macht sich ein stark individualistischer Zug bemerkbar.

Trotz vieler Fäulnis in der obersten Klasse und mancher Mängel in den niedrigsten Schichten ist nach H. der Kern des nordamerikanischen Volkes gesund. Der Vf. führt dies mit darauf zurück, daß in den Adern von mindestens einem Drittel der Gesamtbevölkerung des Landes deutsches Blut fließt. Wenn das deutsche Element vorläufig so wenig Einfluß erlangt hat, so liegt das daran, daß man von alters her gewohnt ist, die politischen und sozialen Vorbilder in England zu suchen, und daß dieses durch seine geschäftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen und durch sorgfältige Bearbeitung der amerikanichen Presse die geistige Führung in seine Hand gebracht hat.

Einstweilen beherrschen die mit England verbündeten Geldleute die amerikanische Politik. H.s Hoffnung, daß die Entfremdung zwischen der nordamerikanischen Regierung und dem deutschen Volke nicht allzu lange andauern werde, wurde durch Amerikas Kriegserklärung zunichte gemacht.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Schranil, Rud., Stadtverfassung nach Magdeburger Recht. Magdeburg und Halle. (Unters. z. Deutsch. Staats- und Rechtsgesch., hrsg. v. O. v. Gierke, Heft 125.) 8°. XII u. 379 S. Breslau, M. u. H. Marcus, 1915. M. 12.—.

Wie in politischer Beziehung die Städte durch ihre Einungen das Vorbild gegeben haben für die Neuorganisation des Reiches, so ist es auch ihr Verdienst, wenn sich im späteren Ma. größere Kulturkreise auf nichtkirchlicher Grundlage gebildet haben. Für das ostdeutsche Siedlungsgebiet fällt darin die führende Rolle Magdeburg zu. Weit über die Grenzen des Reiches hinaus hat das Magdeburger Recht deutsche Rechtsanschauung und Geistesart zur Geltung gebracht. Man kann sich nur wundern, daß die lockende Aufgabe bisher noch keine Lösung gefunden hat, aus den Äußerungen dieses Rechts sein Gesamtsystem zu erschließen. Um es gleich vorwegzunehmen: auch das vorliegende Werk hat diese Aufgabe nicht erfüllt. Die Schwierigkeit dafür liegt, wie der Vf. mit Recht betont, in dem Einfluß, den lokale Besonderheiten, Überlieferungen und Bedürfnisse auf die Rechtsgestaltung der einzelnen Orte ausgeübt haben. So hat sich Sch. zunächst darauf beschränkt, eine Rechtsgeschichte der Städte Magdeburg und Halle zu bieten. Schritt für Schritt wird dabei die Einwirkung der politischen Geschichte auf die Entwicklung der Stadtverfassung verfolgt. Das gleiche Verfahren wird in der Tat auch bei den anderen Orten des gleichen Rechtskreises anzuwenden sein. Schon die beiden hier behandelten Beispiele, Magdeburg und Halle, beweisen ja auf das deutlichste, daß die Zugehörigkeit zur gleichen Stadtrechtsfamilie noch längst nicht Übereinstimmung der Verfassung mit sich bringt. Die Art, wie sich die städtische Gemeindegewalt ausbildete, ist eben durchaus individuell. Selbst wo der Stadtherr der gleiche ist, wie doch in diesen beiden Schwesterstädten, haben die verschiedenen Grundbesitzverhältnisse und die „Sonderstellung des Tales“ in Halle Unterschiede in der Verfassungsentwicklung zur Folge gehabt. Bei den Tochterstädten wird sich der Einfluß des Landesherrn in verstärktem Maße geltend machen. Ja, mir scheint noch gar nicht sicher ausgemacht, daß wirklich stets „die gemeinsame Grundlage, die zwischen Mutter- und Tochterstadt bestehen mußte, über die allgemeine Grundlage der Verfassung einer deutschen Stadt im Ma. hinausging“, wie Schr. annimmt. Jedenfalls müßte in jedem einzelnen Falle der Nachweis dafür geliefert werden. Voraussetzung dafür ist jedenfalls die genaue Kenntnis der Verfassung der Mutterstadt. Diese uns erschlossen zu haben, ist das Verdienst des vorliegenden Werkes, das in eingehender und sorgfältiger Untersuchung das Wachstum der Ansiedlung und dann, seit 1100, die Verfassungsgeschichte der Stadt behandelt.

Hannover. Gerhard Bonwetsch.

Waas, Adolf, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. 1. Teil. („Arbeiten z. deutsch. Rechts- u. Verfassungsgesch.“ Hrsg. von J. Haller, Ph. Heck u. A. B. Schmidt, 1. Heft.) 8°. XVI u. 173 S. Berlin, Weidmann, 1919. M. 9.60.

Mit dieser wertvollen Abhandlung, deren erster Bogen 1917 als Gießner Dissertation erschien, eröffnen Tübinger Professoren, unterstützt durch Mittel der Grempschen Stiftung, eine neue Sammlung von Untersuchungen zur Erkenntnis des deutschen Rechtes und Staates der Vergangenheit. Im Gegensatze zur herrschenden Lehre, die über der kirchlichen Vogtei die anderen Seiten dieses weitverzweigten Rechtsinstituts vernachlässigte und in dem kirchlichen Vogt einen Beamten der Kirche sah, der sich erst allmählich, vielfach erst im 11. Jh., zum Herrn und Bedrücker seiner Anstalt aufschwang, zeigt uns W. in für einen Anfänger ungewöhnlich reifer Würdigung der Quellen und der einschlägigen Literatur, daß die Vogtei in allen ihren Erscheinungsformen (Vormundschaft, Vogtei über Vogtleute, Kirchenvogtei usw.) ein einheitliches Wesen hat und nichts anderes als die germanische Munt ist, jene Herrengewalt kraft eigenen Rechts, an die sich die Schutzpflicht erst als sekundäres Element anreiht, und die auch eine Gewere an dem Gut des Bevogteten in sich schließt. So erhalten Anregungen, die schon A. Heusler in seinen „Institutionen des deutschen Privatrechts“ 1885 in genialer Erfassung des germanischen Rechtslebens geboten hat, ihren Ausbau und werden nunmehr auch bei den Historikern mehr Beachtung finden. Im Gegensatze zur spätrömischen „advocatia“ oder „defensio“ ist die kirchliche Vogtei daher eine Laienherrschaft über die Kirche, der Vogt selbst Eigenkirchenherr, Patron im älteren Sinn des Wortes, Träger der Munt über seine Kirche und Inhaber der Gewere an ihrem Gut. Es ergänzen sich daher die Forschungen über Vogtei und Eigenkirchenrecht zu einem einheitlichen Bilde. Auch die Immunität weltlicher und geistlicher Herren erscheint nunmehr als Königsmunt. In ihr ist die aus der römischen Zeit ins Frankenreich übernommene ältere Immunität völlig aufgegangen. Aus der Vogtei erklärt sich die Stellung des Königs zum Kirchengut. Auch die römische Kirche steht unter Königsmunt, während anderseits der Papst selbst Vogt und Herr vieler Klöster auch in deutschen Landen war, diese daher zu Eigenklöstern der Kurie wurden. Namentlich die Politik Leos IX. findet bei W. eingehende Würdigung. Alle diese und noch so manche anderen Grundfragen der deutschen und kirchlichen Verfassungsgeschichte werden quellenmäßig unter voller Beachtung der rechtlichen und sprachlichen Gesichtspunkte erörtert. Im 3. Kap. lernen wir die Vorboten kennen des großen Kampfes der Entvogtung, der dem Investiturstreit ebenbürtig zur Seite steht und mit ihm die deutsche Eigenkirchenverfassung und die Macht des Königs über das Kirchengut

erschüttert hat. In der Lehre von der königlichen Bannleihe wären Voltelinis Forschungen (Z² Rg. XXXVI. 290 ff.) zu berücksichtigen gewesen. Der Fortsetzung der Arbeit (Heft 4 dieser Sammlung) sehen wir mit Spannung entgegen.

Innsbruck. Alfred Wretschko.

Kania, Prof. Dr. **Hans**, **Staatsbürgerkunde** auf Grund vergl. geschichtl. Übersichten. 2. umgearb. Aufl. 8⁰. VI u. 80 S. Leipzig, Teubner, 1921. M. 4.—.

Die 1. Aufl. (1916) ist in den „Mitteilungen" XLIV, 177 ff. besprochen worden. Dort habe ich darauf hingewiesen, daß sich K.s Staatsbürgerkunde vor den übrigen Büchern über jenes Fach, das die heranwachsende Generation mit den zur Erfüllung der Bürgerpflichten erforderlichen Kenntnissen ausrüsten soll, durch vergleichende geschichtliche Übersichten über die einzelnen Zweige der Verfassung und Verwaltung auszeichnet. Die grundlegenden Änderungen unseres gesamten öffentlichen Rechts, die seit den ereignisreichen Novembertagen von 1918 eintraten, machten eine völlige Neugestaltung für diejenigen Teile des nützlichen Werkes notwendig, welche die gegenwärtige Rechtsordnung behandeln; aber auch die historischen Ausführungen sind vielfach verbessert und erweitert.

Jedenfalls kann das Buch auch in seiner heutigen Form als wertvolles Hilfsmittel jedem empfohlen werden, der sich als Lehrer oder auch zu seiner eigenen Weiterbildung einen Überblick über den Zustand und die geschichtlichen Grundlagen unseres Staatslebens verschaffen will. K. hat es in geradezu bewundernswerter Weise verstanden, das in dieser Hinsicht Wichtigste kurz und dennoch klar und interessant darzustellen. So ist es ihm möglich geworden, außer den Grundzügen des öffentlichen Rechts und seiner Geschichte auch diejenigen der Entwicklung des Wirtschaftslebens und der sozialen Bestrebungen sowie das Deutschtum im Auslande zu behandeln und bei Besprechung des Reichstags auch einen objektiv gehaltenen Überblick über die in ihm vertretenen politischen Parteien zu geben.

Nur an sehr wenigen Punkten dürfte eine Berichtigung von Irrtümern in den neu hinzugefügten Ausführungen — die älteren sind, soviel ich sehe, unter Benutzung der Besprechungen der 1. Aufl. von Fehlern befreit — am Platze sein. Bakunin und Fürst Krapotkin waren zwar bedeutende Vertreter, aber nicht „Begründer des Anarchismus", wie K. S. 63 angibt; als solche sind vielmehr Godwin und namentlich Fourier zu betrachten. Letzterer gebraucht auch zuerst das Wort „Anarchie" zur Bezeichnung eines angeblichen idealen Zustandes, in dem alle politische Herrschaft fehlt (vgl. Adler im Handw. d.

Staatsw. I, (3) S. 448). In der sozialdemokratischen Geschichtstheorie stehen vor der kapitalistischen Wirtschaftsstufe nicht — entsprechend der Behauptung K.s S. 54 — „Natural- und Geldwirtschaft“, sondern eine urzeitlich-kommunistische Wirtschaftsstufe, eine solche der Sklaverei und die der Hörigkeit (vgl. z. B. Engels Familie, 2. Aufl. 1886, S. 142). Endlich bestehen die S. 48 erwähnten „Generalkommissionen“, die namentlich die Ablösung der Reallasten und die Gemeinheitsteilungen zu besorgen hatten, und das Oberlandeskulturgericht seit einem Gesetz vom 3. Juni 1919 nicht mehr, da dieses sie durch Landeskulturämter und das Oberlandeskulturamt ersetzt hat.

Berlin. Carl Koehne.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert und noch nicht besprochen.)

Arnold, Rob., Die Kultur d. Renaissance. Berl., Ver. wiss. Verleger, 1920. M. 2.10 u. 100% Zuschl.

Bär, Max, Bücherkde. z. Gesch. d. Rheinlande. 1. Bd. Bonn, P. Hanstein, 1920. M. 48.—.

Bartenstein, Herm., Das Ledergewerbe im Ma. in Köln, Lübeck u. Frankfurt. Berl., Ebering, 1920. M. 12.—.

Baux, Charles, Études sur le combat. Préface du Maréchal Foch. Par., Payot et Co., 1921. Fr. 5.—.

Becker, Otto, Deutschlands Zusammenbruch u. Auferstehg. Berl., Carl Heymann, 1921. M. 15.—.

v. Below, G., Dtsch. Städtegründg. im Ma. mit bes. Hinblick auf Freiburg i. B. Freib., Jul. Boltze, 1920. M. 6.50.

Studien u. Mitteilungen z. Gesch. d. Benediktinerordens usw. 40 Bd. Salzb., Ant. Pustet, 1920.

Bloch, E., Soziale Kämpfe im alt. Rom. 4. Aufl. Leipz., Teubner, 1920. Kart. M. 2.80 u. 100% Zuschl.

Blüher, Rud., Moderne Utopien usw. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 7.—.

Boeck, Christ., Schleiermachers vaterl. Wirken 1806—13. Berl., Staatspol. Verl., 1920. M. 8.50.

Bothe, Friedr., Frankfurts wirtsch.-soz. Entwicklg. vor dem 30jähr. Kriege usw. 2. Tl. Frankf. a. M., Jos. Beer & Co., 1920.

Brunn, Die Verfassg. d. Dtsch. Reichs. Berl., Carl Heymann, 1920. M. 1.80.

Buchhorn, Jos., Hindenburg. Der Führer in uns. Zukunft. Berl., Staatspol. Verl., 1920. M. 8.50.

Busolt, Georg, Griech. Staatskde. 3. Aufl. Münch., C. H. Beck, 1920. M. 30.—, geb. M. 50.—.

Butler, Sir Geoffrey, Studies in statecraft. Cambridge, Univ.-Press, 1920.

v. Dickhuth-Harrach, Gust., Im Felde unbesiegt usw. Münch., J. F. Lehmann, 1920. M. 18.—.

v. Domaszewski, Alfr., Der Staat bei den Scriptores hist. Augustae. Heidelb., Winter, 1920. M. 2.40.

Erzberger, M., Erlebnisse im Weltkrieg. Stuttg., Dtsch. Verl.-Anst., 1920. M. 38.—.

v. Falkenhayn, Er., Der Feldzug d. 9. Arm. gegen d. Rumänen u. Russen 1916/7. 1. Tl. Berl., E. S. Mittler & Sohn, 1921. M. 15.—.

Foch, Essai de psychologie militaire. Par., Payot & Co., 1921. Fr. 6.—.

Foerster, Wolfg., Graf Schlieffen u. d. Weltkrieg. 1., 2. u. 3. Tl. Berl., E. S. Mittler & Sohn, 1921.

v. Freytag-Loringhoven, Frhr., Angewandte Gesch. Berl., Ver. wissensch. Verl., 1920. M. 22.—.
Der König Friedrich d. Gr. Briefe, Berichte, Anekdoten. 2 Bde. Ebenhausen, W. Langewiesche-Brandt, 1920. M. 15.—.
Goebel, Otto, Entwicklungsgang d. russ. Industriearbeiter b. 1905. Leipz., Teubner, 1920. M. 3.50 u. 100% Zuschl.
Göller, Em., Die Einnahmen d. Apostol. Kammer unter Benedikt XII. Paderb., F. Schöningh.
v. d. Goltz, Graf Rüdiger, Meine Sendung in Finnl. u. im Baltikum. Leipz., K. F. Koehler, 1920. M. 50.—.
Goette, Rud., Kulturgeschichte d. Urzeit Germaniens, d. Frankenreichs u. Deutschlds. b. 919. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 33.—, geb. M. 40.—.
Gülzow, Erich, E. M. Arndt in Schweden. Greifsw., L. Bamberg, 1920.
Güterbock, Ferd., Die Gelnhäuser Urk. u. d. Prozeß Heinr. d. Löwen. Hildesheim, Aug. Lax, 1920. M. 30.—.
Hallward, N. L., William Bolts, a dutch adventurer under John Company. Cambridge, Univ.-Press, 1920.
Hartung, Fritz, Dtsch. Geschichte 1870—1914. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 25.—, geb. M. 32.—.
Hatschek, Jul., Brit. u. Röm. Weltreich. Münch., R. Oldenbourg, 1921. M. 30.—.
Heller, Herm., Hegel u. d. nation. Machtstaatsgedanke in Deutschl. Leipz., Teubner, 1921. M. 20.—.
Herzog, Annie, Die Frau auf den Fürstenthrönen der Kreuzfahrerstaaten. Berl., Ebering, 1919.
Ztschr. d. Ver. f. hessische Gesch. u. Ldeskde. 47.—51. Bd. Kassel, Georg Dufayel, o. J.
v. Hofmann, Alb., Polit. Gesch. d. Deutschen. 1. Bd. Stuttg., Dtsch. Verl.-Anst., 1921. M. 30.—.
Hohenemser, Paul, Der Frankf. Verfassungsstreit 1705—32 u. d. kaiserl. Kommissionen. Frankf. a. M., Jos. Beer & Co., 1920.
Hönig, Johannes, F. Gregorovius d. Geschichtschr. d. Stadt Rom. Stuttg., Cotta Nf., 1921. M. 55.—.
Hruchewsky, Mich., Abrégé de l'histoire de l'Ukraine. Par.-Genf-Prag, 1920.
v. Kahler, Er., Das Geschl. Habsburg. Münch., D. Neue Merkur, 1919. M. 7.50.
Kaindl, R. F., 1848/9—1866—1918/9. Des dtsch. Volkes Weg z. Katastrophe u. s. Rettung. Münch., Drei-Masken-Verl., 1920. M. 6.—.
Kalkoff, Paul, Erasmus, Luther u. Friedr. d. Weise. Leipz., Rud. Haupt, 1919. M. 6.—.
Keil, Bruno, Beitr. z. Gesch. d. Areopags. Leipz., B. G. Teubner, 1920. M. 3.20.
Jahrb. des Stiftes Klosterneuburg. 8. Bd., 2. Abt. Wien, W. Braumüller, 1920.
Köhler, Siegfr., Die russ. Industriearbeiterschaft 1905—17. Leipz., Teubner, 1921. M. 8.— u. 100% Zuschl.
Koppelmann, W., Einführg. in d. Politik. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 17.—.
Koser, Reinh., Zur preuß. u. dtsch. Gesch. Stuttg., Cotta Nf., 1920. M. 28.—.
Kossinna, Gust., Die Herkunft d. Germanen usw. Leipz., Curt Kabitzsch, 1920. M. 10.—.
Kötzschke, Rud., Gründzüge d. deutschen Wirtschaftsgesch. b. z. 17. Jh. Leipz., Teubner, 1921. M. 12.—.
Krabbo, Herm., Regesten d. Markgrafen v. Brandenbg. aus askan. Hause. 5. Lfg. Münch., Duncker u. Humblot, 1920. M. 16.50.
Lammert, Friedr., Verfassungsgesch. v. Schwarzb.-Sondershausen. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 17.50.
Lappe, Jos., Frhr. v. Stein als Gutsherr auf Kappenberg. Münster, Aschendorff, 1920. M. 12.—.
Lehmann, Max, Frhr. vom Stein. Leipz., S. Hirzel, 1921. M. 60.—.
Leo, Just., Das Werden d. dtsch. Nationalbewußtseins v. d. Urzeit bis z. Glaubensspaltung. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 4.—.

Luckwaldt, Friedr., Gesch. d. Ver. Staaten v. Amerika. 1. u. 2. Bd. Berl., Ver. wiss. Verl., 1920. Je M. 30.—.
Maenner, Ludw., K. Gutzkow u. d. demokr. Gedanke. Münch., R. Oldenbourg, 1921. M. 18.—.
Mentz, Art., Gesch. d. griech.-röm. Schrift b. z. Erfindg. des Buchdrucks mit bewegl. Lettern. Leipz., Dieterich, 1920. M. 28.—.
v. Mohl, Ottmar, 50 J. Reichsdienst, Lebenserinnerungen. Leipz., Paul List. M. 24.—.
Müller, Adam, 12 Reden über d. Beredsamkeit u. deren Verfall in Deutschl. Münch., Drei-Masken-Verl., 1920.
Neumann, Ilse, Die Gesch. d. dtsch. Reichsgründg. nach d. Memoiren v. Sir Rob. Morier. Berl., Ebering, 1919. M. 14.—.
Öftering, W. E., Umsturz in Baden 1819. Konstanz, Reuß & Itta, 1920. M. 10.—.
Rachfahl, E., Don Carlos. Krit. Untersuchungen. Freibg., Jul. Boltze, 1921. M. 48.—.
Rapp, Adolf, Der dtsch. Gedanke, s. Entwicklg. usw. s. d. 18. Jh. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 22.50.
Rosenberg, Art., Einleitg. u. Quellenkde. z. röm. Gesch. Berlin, Weidmann, 1921. M. 20.—.
Schmoller, Gust., 20 Jahre dtsch. Politik 1897—1917. Münch., Duncker & Humblot, 1920. M. 18.—.
Schneider, Eug., Abriß d. Württemb. Gesch. 2. Aufl. Stuttg., Krabbe, 1920. M. 1.80.
Scholz, Heinr., Zum „Untergang d. Abendlandes“. E. Auseinandersetzg mit O. Spengler. Berl., Reuther & Reichard, 1921. M. 4.—.
Schriften d. dtsch. Ges. f. Politik an d. Univ. Halle-Wittenbg. 1. Hft. Bonn, K. Schröder, 1920. M. 11.—.
Schweizer, Jos., Johannes Cochlaeus: Adversus Cucullatum Minotaurum Wittenbergensem usw. Münster, Aschendorff, 1920. M. 10.—.
v. Schubert, Hans, u. Meissinger, Karl, Zu Luthers Vorlesetätigkeit. Heidelb., Winter, 1920. M. 2.60.
Schulz, O. Th., Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1921. M. 3.—.
v. Schwerin, Cl. Frhr., Zur altschwed. Eidhilfe. Heidelb., Winter, 1919. M. 3.20.
Schwertfeger, Bernh., Der „Tiger“. Die Kriegsreden G. Clemenceaus. Berl., Dtsch. Verl.-Anst. f. Pol. u. Gesch., 1921. M. 12.—.
Sieveking, Heinr., Grundzüge d. neuer. Wirtschaftsgesch. usw. Leipz., Teubner, 1921. M. 7.—.
Stephanus, Heinr., Die Frankfurter Messe. Frankf. a. M., Mor. Diesterweg, 1919. M. 4.—.
Stern, Alfr., Gesch. Europas 1848—71. 2. Bd. Stuttg., Cotta Nf., 1920. M. 80.—.
Sternfeld, Rich., Die nationale Einigung Italiens im 19. Jh. Bonn, Kurt Schröder, 1920. M. 11.—.
v. Stülpnagel, Otto, Die Wahrheit über d. dtsch. Kriegsverbrechen. Berl., Staatspolit. Verl., 1920. M. 25.—.
Theele, Jos., Die Handschrift. d. Benediktinerklosters St. Petri zu Erfurt. Leipz., O. Harrassowitz, 1920. M. 32.—.
Walther, Andr., Das Kulturprobl. d. Gegenwart. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1921. M. 3.—.
Wohlers, Günth., Die staatsrechtl. Stellg. d. Generalstabes in Preuß. u. im Dtsch. Reich. Bonn, K. Schröder, 1921. M. 10.—.

